Polit. G.
779m

M.

Pol. g. 779m

Der Geist
des
Herrn von Montesquieu.

Aus dem Französischen;
mit Anmerkungen und einem Anhang
von
P. G. Provence.

Non tu corpus eras sine pectore. Horat. Ep. 4. Lib. 1.

Basel,
bey Johann Schweighauser
1788.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Auszüge weitläufiger Werke, waren zu allen Zeiten üblich; Lucius Florus zog die weitläufige Geschichte des Livius zusammen, Justinus that das nemliche mit dem Trogus Pompejus, selbst der Herr von Alembert hat dies in Ansehung des Geistes der Gesetze gethan. Auch ich lege meinem deutschen Vaterlande einen Auszug der Werke des unsterblichen Herrn von Montesquieu vor. Freilich können die Werke unseres Autors nicht leicht in Auszügen geliefert werden; seine fortdaurenden tiefsinnigen Gedanken, seine scharfen und klugen Bemerkungen, die das Gepräge seiner Werke sind, geben seinen Ideen einen solchen erhabenen Werth, daß Thatsachen, wenn sie von ihm geschildert sind, in helleuchtende Grundsätze verwandelt werden. Es ist wahr, abgerissene Gedanken sind nicht so klar und stark, wie in dem Sistem selbst; der Leser

findet hier einzelne Gedanken, abgebrochene Ringe von einer grossen Kette; aber sie sind von Gold. Vielleicht ist dieser Ausdruck in den Ohren eifriger Fanatiker Lästerung, die gewohnt sind auf jede gewagte Hipothese den Bannstrahl herunter zu schleudern, und dabei vergessen, daß wahre Christuslehre und geläuterte Vernunft die Quellen sind, welche im Ton der Sanftmuth den überspannten zurechtweisen; ich setzte deswegen etliche Anmerkungen hinzu, um einigen Lesern einen Wink zu geben, die Lehrsätze vor den Richterstuhl ihrer eigenen Vernunft zu ziehen. Ich gebe also meinem deutschen Publikum diesen Auszug, den ich in müssigen Stunden der vielen Berufsgeschäfte mir zur Erhohlung gemacht habe.

P. G. Provence.

Brüg, den 20. May 1788.

I. Kapitel.

Von der Religion.

Die Religion ist allzeit der beste Bürge den man haben kann in Rücksicht der Sitten und Rechtschaffenheit des Menschen.

Der Fromme und der Atheist reden immer von Religion: einer redet davon, weil er sie liebet, der andere, weil er sie fürchtet.

Ein Fürst der Religion hat, und selbe fürchtet, gleichet einem Löwen, der sich gutwillig der Hand, die ihn buhlet, oder der Stimme, die ihn besänftiget, überläßt. Derjenige, der die Religion fürchtet und sie hasset, ist wie die wilde Thiere, welche in die Kette beissen, die sie hindert, die Vorübergehende anzugreiffen. Derjenige, der gar keine Religion hat, ist ein schreckvolles Ungeheuer, das blos seine Freyheit fühlet um zu zerreissen und aufzuzehren.

Gott liebet die Menschen, weil er ihnen eine Religion gegeben hat, um sie glücklich zu machen: wenn er die Menschen liebet, so ist man versichert, daß man ihm gefalle, wenn man den Mitmenschen liebet, das ist, wenn man die wechselseitige Pflichten der Liebe und Höflichkeit erfüllet, und nicht die Gesetze des allgemeinen Wohls verletzet.

In jeder Religion, in der man lebet, sind die Beobachtung der Gesetze, Menschenliebe, Gehorsam gegen die Eltern, die Haupthandlungen der Religion.

Man muß die Gottheit ehren, und sich niemal rächen.

Alle Handlungen, die Gott beleidigen, und nicht öffentlich geschehen, sind keine Laster; sie gehen nur zwischen Gott und Menschen vor, und Gott weiß das Maaß und die Zeit seiner Rache.

Man muß sehr behutsam sein bei der Untersuchung der Zauberei und Ketzerei, weil die beste Leitung, die reinste Moral, die Ausübung aller Pflichten, gegen den Verdacht zu diesen Lastern nicht gesichert sind.

Der Eifer für den Fortgang der Religion ist, nach Maaß der Neigung, die man gegen sie hegen muß, verschieden; um sie zu lieben und zu beobachten, bedarf man nicht jene zu hassen und zu verfolgen, die selbe nicht beobachten.

Die Religion giebt ihren Bekennern keine Gewalt, die Ungläubige in die Knechtschaft zu versetzen,

damit sie desto sicherer selbe fortpflanzen können. Unterdessen billigte Ludwig XIII., der mit äusserster Mühe ein Gesetz abfaßte, das die Neger seiner Colonien zu Sklaven machte, so bald man ihm in den Kopf setzte, daß dies der sicherste Weg sei, sie zu bekehren.

Die Religion flösset dem Menschen keine andere Verachtung ein, als jene des Lasters, sie ermuntert ihn, seinen Mitmenschen zu lieben, und Mitleid gegen ihn zu haben.

Strafgesetze muß man beiseite setzen, wenn es die Religion betrift, sie machen trotzige Seelen.

Bei jeder Abänderung der Religion sind die Anlockungen anziehender, als die Strafen.

Derjenige, der von mir verlanget, daß ich meine Religion abändern solle, thut es ohne Zweifel aus keiner andern Absicht, als weil er die seinige nicht abändern möchte, wenn man ihn auch mit Gewalt dazu nöthigen würde; er betrachtet für höchst wunderbar, daß ich nicht eine gewisse Handlung verrichte, die er selbst nicht thun würde, wenn man ihm auch die ganze Welt zum Geschenk anbiethete.

Die Geschichte ist voll Religionskriegen; allein wenn man sie mit einem philosophischen Auge betrachtet, so erhellet, daß nicht die Verschiedenheit der Religionen das Kriegsfeuer angezunden habe,

sondern der Geist der Unduldsamkeit, der nur jene Religion liebet, die er glaubet, daß sie die herrschende sei; dies ist der Geist der Dummheit, dessen Fortschritte man nicht anders betrachten kann, als Ekliptik des gesunden Menschenverstandes.

Wäre es nicht gut, wenn in einem Staate mehrere Religionen vermischet wären? Man beobachtet, daß jene, die in tolerierten Staaten leben, ihrem Vaterlande mehr Nutzen verschaffen, als jene, wo nur eine geduldet wird, weil der Abstand zwischen den Menschen sich nicht weiß sichtbarer zu machen, als durch den Ueberfluß und Reichthum; sie suchen selbe durch ihre Arbeiten zu erwerben, und sich auch zu den mühsamsten Würden des Staats zu erschwingen. (*) Uebrigens enthalten auch alle Religionen Grundsätze, die der Gesellschaft zuträglich sind, und es ist gut, wenn man selbe mit Eifer beobachtet. Nun was kann wohl mehr diesen Eifer rege machen, als die Vielheit der Religionen? Die Nacheiferung macht, daß man sich nichts gesetzwiedriges erlaubet. Die Eifersucht beseelet auch den geringsten; jeder stehet auf guter Hut, und fürchtet sich etwas zu begehen,

(*) Man findet viele blühende Staaten, wo nur eine Religion eingeführet ist; es ist also nicht das Gemisch von Secten, das den Staat empor hebet; wohl aber Industrie, gute Gesetze und Regierung.

daß seine Secte entehre, und der Kritik der Gegenparthie aussetze. Nebstdem hat man jeder Zeit beobachtet, daß eine neu eingeführte Secte in einem Staat das sicherste Mittel sei, die Mißbraüche der alten zu verbessern. (*)

Man sagt freilich wohl, es seie gegen das Interesse des Fürsten, wenn er mehrere Religionen in seinem Staate dulde: und wenn auch alle mögliche Secten sich in einem Staate versammelten, so würde es ihm dennoch nicht nachtheilig sein, weil sich keine darunter befinden würde, die nicht Gehorsam und Unterthänigkeit predigte.

So bald die Gesetze eines Staats für gut halten, mehrere Religionen zu dulden, so müssen sie auch selbe zugleich verpflichten, sich untereinander zu dulden.

Wer die Macht hat in seinem Staate eine neue Religion anzunehmen, oder nicht, dieser soll das erstere nicht thun: (**) so bald er aber selbe aufgenommen hat, soll er die Duldung nicht verletzen.

(*) Auch den Zunder zur Schwärmerei anzufachen. Das Zufällige einer Religion verbessert die wahre Aufklärung. Die ganze Natur hasset die gewaltsame Mittel.

(**) Dieses widerspricht den obigen Grundsätzen: Das unverfälschte Evangelium zeuget weder Rebellen, noch Unduldsame. Je näher eine Religion zur doppelten Glückseligkeit führt, desto mehr ist

Wenn sich ein Fürst waget, die herrschende Religion zu verstossen, oder abzuändern, setzet er sich grosser Gefahr aus. Die alte Religion ist nun mit dem Interesse des Staats verwickelt, und dies ist die neuere nicht: die alte passet für das Clima, und öfters die neuere nicht. (*) Gegen beide werden Muthmassungen ausgestreuet, mit einem gewissen Zutrauen zu einer; mit einem Worte, man verschaft dem Staate, wenigstens eine Zeitlang, schlechte Bürger, und schlechte Glaubige. (**)

Bisweilen hat es sehr viel Schwierigkeit eine Religion in ein anderes Land einzupflanzen. (†)

Menschliche Gesetze, die gemacht sind, den Geist zu recht zu weisen, müssen Gebothe vorlegen, und nicht Rathschläge. Die Religion, die zum Herzen

---

der Fürst verpflichtet seinen übrigen Unterthanen, derselben liebenswürdige Grundsätze und Beispiele nicht zu entziehen.

(*) Das Evangelium wird das Interesse des Staats nicht hemmen, daß es in allen Himmelsgegenden gedeihlich wäre, beweiset die Geschichte; es wurde ja von Palästina in die nördliche Gegenden ausgebreitet.

(**) Ja, wenn die Religion schlecht ist, oder wenn die heil. Einfalt durch Nebensächelchen und Schmünke verhüllet wird.

(†) Nicht so sehr, wenn selbe den Leidenschaften schmeichelt.

spricht, muß viel Rathschläge an die Hand geben, und wenig Gebothe. (*)

Niemalen soll man dasjenige durch göttliche Gesetze suchen festzusetzen, welches durch menschliche geschehen soll, auch sollen nicht menschliche Gesetze einen Eingriff thun, wo blos göttliche obwalten sollen. Diese zwey Gattungen der Gesetze sind verschieden in ihrem Ursprunge, dem Gegenstande, und ihrer Natur. Ein Wesentliches der menschlichen Gesetze ist ihre Abänderung, nach Verhältniß der menschlichen Gesinnungen. Den Gesetzen der Religion ist es wesentlich sich niemal abzuändern. Menschliche Gesetze wachen über das Wohl des Menschen, und jene der Religion über die glückliche Zukunft. Die Religion hat ihre Stärke von dem Glauben, und menschliche Gesetze von der Furcht.

Religionsgesetze haben mehr Erhabenes; Bürgerliche mehr Ausdehnung. Jene haben mehr zum Gegenstand, die Güte des Menschen, der sie beobachtet, als die der Gesellschaft: dieser ihr Hauptzweck beruht mehr in der allgemeinen moralischen Güte

(*) Zwischen Verstand und Herz, ist eine unendliche Kluft. Der Verstand muß zuvor durch Grundsätze aufgekläret sein, bevor das Herz mit Entschlossenheit folgen kann. Jemehr Grundsätze, oder Gebothe, desto aufgeklärter ist die Religion. Aufklärung und Glückseligkeit sind unzertrennliche Gefährten.

des Menschen, als einzelner Glieder. Es können also nicht allzeit Begriffe, die geradezu aus der Religion entspringen, Grundregeln zu bürgerlichen Gesetzen sein.

Weil die Religion Sachen verdammet, welche die bürgerliche Gesetze zulassen müssen, so ist es gefährlich, daß die Gesetze des Staats von ihrer Seite dasjenige nicht gestatten, was die Religion verdammen muß. (*)

Eine Religion, deren Hauptgeschäft in der Ausübung bestehet, flösset mehr Neigung ein, als eine andere, deren Hauptabsicht es nicht ist. Man liebet jene Gegenstände mehr, womit man immerhin beschäftiget ist.

Das Elend selbsten ist ein Beweggrund, daß sich Völker an die Religion anschliessen.

Nichts ist tröstlicher für die Menschen, als ein Ort, wo die Gottheit gegenwärtig thronet, wo sie ihre Schwachheiten und Trübsale ausschütten können. Völker, die keine Tempel haben, hegen wenig Neigung für die Religion.

Weil das Aussenwerk der Religion mit einem majestätischen Prunke verknüpfet ist, so ist ihr Glanz schmeichelhaft für uns, und erwecket in dem Innwendigen einen Hang zu ihr.

(*) Diese Collision findet in aufgeklärten Staaten nicht leicht Platz.

Wenn eine Religion für den Denker anziehend sein soll, so muß ihre Moral ganz rein sein.

Die Natur des menschlichen Geistes liebt in Religionssachen dasjenige, was eine höhere Macht voraussetzet, gleichwie sie in der Moral vorzüglich liebet, was das Gepräg der Strenge in sich enthält. In den südlichen Ländern Europens, wo die Natur des wärmern Erdstriches den Cölibat zu halten erschweret, ist es beibehalten: in den nördlichen, wo die Leidenschaften weniger lebhaft sind, ist es verbannet. In Ländern, die nicht beträchtlich bevölkert sind, wird es gestattet; in jenen, wo die Bevölkerung sehr stark ist, wird es verworfen.

Wir hegen einen sehr grossen Hang zur Abgötterei, und unterdessen haben wir wenig Neigung zur heidnischen Religion. Wir fühlen wenig Zuneigung zu geistigen Begriffen; und dennoch sind wir in jene Religion verliebt, die uns ein geistiges Wesen anzubethen befiehlt. Wir betrachten den Götzendienst als eine Religion dummer Völker, und jene, welche zum Gegenstand ein geistiges Wesen hat, der aufgeklärten.

Die Menschen sind ganz dazu gemacht, daß sie hoffen und fürchten; eine Religion, die weder Hölle noch Paradies hätte, würde ihnen nicht gefallen.

Man ist in allen Religionen sehr verwirrt, so bald selbe uns die Begriffe von den Vergnü-

gungen beibringet, die denjenigen bestimmt sind, die tugendhaft gelebet haben. (*) Man erschrecket leicht die Boshafte, durch die unendlich lange Reihe der Strafen, womit man ihnen drohet; aber Tugendhaften weißt man nichts bessers, als ihnen zu versprechen.

Wir brauchen unsere Schätze der Gottheit nicht zu opfern, wenn wir unsere Hochachtung ihr nicht erzeigen wollen, da wir dasjenige verachten, was sie uns befiehlt. Was müssen die Götter denken von den Gottlosen, sagt Plato bewundernd, da ein rechtschaffener Mann schamroth wird, von einem Boshaften ein Geschenk anzunehmen? Reine und fromme Menschen, setzt er hinzu, müssen den Göttern opfern, die ihnen ähnlich sind.

Es ist wiedersinnig, wenn uns gewisse religiöse Gewohnheiten, Leichenkosten aufdringen. Was ist wohl natürlicher, als allen Unterschied der Glücksumstände in einer Sache, in einem Augenblicke zu beseitigen, wo sich alles gleichet?

Die wahre Religion vertheidiget sich durch die Wahrheit selbst, sie bedarf keiner gewaltsamen Hülfsmittel, um sich zu beschützen. Gleichwie die Religion sich durch sich selbst beschützet, so verliehret

(*) Die geoffenbarte Religion zeiget uns jenseits des Grabes Gott von Augesicht zu Angesicht, und alle Verwirrung verschwindet.

sie mehr, da sie mit seichten Beweißgründen unterstützet wird, als wenn es wäre unterlassen worden.

Ein dummer Aberglaube unterdrücket den menschlichen Geist, gleichwie ihn die Religion erhebet. (*)

In despotischen Staaten hat die Religion mehr Einfluß, als in andern: sie ist Furcht, verknüpfet mit Furcht.

Die jüdische Religion ist ein alter Stamm, der zwei Aeste gezeuget, die die Erde bedecken, das ist, das Christenthum und die mahomethanische Secte. Sie bedienet sich des einen und auch der andern, die ganze Welt zu umfassen, bis auf einer andern Seite ihr ehrwürdiges Alterthum alle Zeiten in sich schliesset. Sie ist eine Mutter zweier Kinder, die sie mit tausend Wunden beladen; denn wenn es um die Religion geht, sind die nächsten die ärgsten Feinde.

Wenn die Grundsätze des Christenthums gut in das Herz eingegraben sind, so gewähren sie mehr Vortheil, als die falsche Ehre in Monarchien, als menschliche Tugenden in Republicken, als die knechtische Furcht in despotischen Staaten.

(*) Die grösten Männer des Alterthums dienen uns zum Beweis. Sie bleibt immer die gröste Wohlthat des Menschen.

Es ist eine wunderbare Sache! Die christliche Religion scheinet keinen andern Gegenstand zu haben, als die Glückseligkeit des künftigen Lebens, und bewirket uns selbe auch noch hienieden.

Die christliche Religion, die uns zu lieben befiehlt, will ohne Zweifel, daß jedes Volk die beste politische und bürgerliche Gesetze habe, weil selbe, wie bei ihr, die gröste Gutthat sind, die Menschen geben, oder empfangen können.

Plutarch sagt in der Lebensbeschreibung des Numa, daß zu Saturnus Zeiten weder ein Herr noch ein Sklav gewesen seie. Auf unsern Himmelsstrichen verpflanzet das Christenthum das nemliche goldene Alter.

Dem Christenthum haben wir in der Regierung ein gewisses politisches Recht zu verdanken, und in dem Kriege das Völkerrecht, welches der menschliche Geist noch nicht genugsam kennet. Dies ist das Völkerrecht, zufolg welchem bei uns der Sieger den überwundenen Völkern jene wichtige Punkte zugestattet: das Leben, ihre Güter, ihre Gesetze, und allzeit die Religion; denn man macht sich nicht selbsten blind. (*)

(*) Die Amerikaner wurden nach ihrer Besiegung durch die Ankündigung des Evangeliums gewiß nicht blind; kaum erschiene diese wohlthätige Sonne, so hörten die Menschenopfer auf.

Die Religion, die von dem Himmel gekommen ist, pflanzet sich nicht durch solche Mittel ein, wie jene irrdische. Wenn die christliche Religion sich nach den Rathschlüssen der ewigen Weisheit in einem Lande ausbreiten soll, so geschieht es, ohne daß man die Thore öffne, alles wird Werkzeug für sie? Meere, Flüsse, und Gebürge, wenn es ihr gefällt; Keine Hindernisse hemmen ihren Lauf.

Setze gewisse Gewohnheiten fest, mache gewisse Gebräuche, lasse Vorschriften kund machen, erschaffe Gesetze; die christliche Religion wird über das Clima obsiegen, sie wird die Gesetze, die daraus entspringen, überwinden, und ihre Gesetzgeber als Ueberwundene aufweisen. Gott, der seinen ewigen Rathschlüssen folget, die wir nicht kennen, erweitert oder verkleinert die Grenzen seiner Religion.

Gott läßt es zu, daß seine Religion in vielen Oertern nicht die herrschende ist, nicht als wenn er sie verlasse, sondern weil so wohl in ihrem Glanze, als in ihrer Demüthigung sie sich allzeit gleichet, allzeit die nemliche Wirkung hervorbringet, das ist zu heiligen.

Der Wohlstand der Religion ist verschieden von jenem der Reiche. Ein vortreflicher Autor sagt, es seie sehr gut krank zu sein, weil die Krankheit der wahre Zustand eines Christen seie. Man könnte auf gleiche Weise sagen, daß die Demüthigungen der Kirche, ihre Zerstreuung, die Zerstöhrung

ihrer Tempel, die Leiden der Martirer, die Zeiten ihres Glanzes seien, und wo sie scheinet vor den Augen der Welt zu triumphieren, daß dies gemeiniglich die Epoche ihrer Erniedrigung seie.

Nach den Regierungsmaximen in China folgert sich eine traurige Erfahrniß, nemlich, daß es fast unmöglich ist, allda das Christenthum einzupflanzen. Die Gelübde der Jungfrauschaft, die Zusammenkünfte der Jungfrauen in der Kirche, ihr nothwendiger Umgang mit den Dienern der Religion, ihre Theilnahme an den Sakramenten, die Ohrenbeicht, die letzte Oelung, die Ehe nur mit einer einigen Frau; alles dieses würde die Sitten und Gebraüche dieses Landes zerstöhren, und mit diesem Schlage würden ihre Religion und Gesetze zertrimmert.

Es scheinet, menschlich zu reden, daß dieses Clima der christlichen Religion hier die Grenze gesetzt habe. (*) Es folgert sich daher, welches fast allzeit schicklich ist, daß eine Religion ihre besondere Lehrsätze, und einen allgemeinen Gottesdienst habe.

Das Christenthum ist voll guter Maximen; die Enthaltung ist ein göttliches Gesetz; aber die besondere Enthaltsamkeit ist ein politisches Gesetz, welches man abändern kann.

(*) Und dabei glücklicher sein.

Die christliche Religion verbessert die Leidenschaften; sie ist nicht nur auf Handlungen, als auch auf Gedanken und Begierden eifersüchtig; sie hält uns nicht nur mit gewissen Ketten fest, sondern auch durch unzählige Fäden; sie läßt hinter sich die menschliche Gerechtigkeit, um eine andere Gerechtigkeit anzufangen, sie führet uns ohne aufzuhören durch Reue zur Liebe, sie setzet zwischen dem Gericht und dem Verbrechen einen grossen Mittler, und zwischen dem Gerechten und dem Mittler ein grosses Gericht.

Es ist nicht genug, daß eine Religion Lehrsätze vorlege, sie muß auch dieselbe berichtigen. Also läßt uns die christliche Religion einen Zustand hoffen, den wir glauben, nicht einen Zustand den wir empfinden. Alles, bis auf die Auferstehung der Leiber, führet uns zu geistigen Begriffen.

Es giebt Leute, die ohne aufzuhören von der Religion schwatzen; allein es scheinet, daß sie zur nemlichen Zeit, da sie sich herumbalgen, dieselbe am wenigsten beobachten; Diese sind nicht nur nicht bessere Christen, sondern auch nicht bessere Bürger.

Die heilige Schrift ist ein Feld, von dannen alle Secten, gleichsam als von dem Raub ausgehen: sie ist ein Schlachtfeld, wo sich feindliche Nationen einander begegnen, und manche Schlacht liefern; wo man sich wechselseitig angreiffet, und auf

verschiedene Arten sich herumschälgt. Der meiste Theil der Dolmetscher suchte nicht in der heiligen Schrift auf, was man glauben sollte, sondern was sie selbst glaubten: sie betrachteten die heilige Schrift nicht als ein Buch, das die Lehrsätze enthält, die sie hätten annehmen sollen, sondern als ein Werk, das ihren eigenen Ideen Ansehen verschaffen sollte: daher haben sie den wahren Sinn verfälscht, und jeden Text auf die Folter gespannet. (*)

Man muß mit genauer Aufmerksamkeit die theologische Zänkereien beobachten, allein diese muß man verbergen, so viel als möglich ist. Die Mühe, die man sich geben will, sie zu stillen, wird sie noch mehr anfachen, und das Resultat wird das Ungestüme ihrer Denkungsart entwickeln;

Man bemerket bei dem meisten Theil der Christen, daß sie nicht lebhaft überzeuget sind von ihrer Religion. Ihr öffentliches Bekenntniß und ihr Glaube sind weit von einander entfernet, wie ihr Glaube und ihre Ueberzeugung, und wie ihre Ueberzeugung und die Ausübung.

Die Religion scheinet nicht so wohl der Gegenstand der Heiligung, als der Zanksucht zu sein, wozu

(*) Und neue Secten gestiftet.

wozu sich jeder berufen zu sein dünket. Höflinge, Kriegsmänner, ja die Weiber selbst verlangen, daß man ihnen dasjenige beweisen solle, das sie doch entschlossen sind, niemals zu glauben. Es geschieht nicht, als wenn es ihrer Vernunft entgegen wäre, sondern weil sie sich niemalen die Mühe genommen haben, die Wahrheit oder die Falschheit der Religion zu untersuchen, die sie verworffen; sie sind Rebellen, die das Joch empfanden, und selbes von sich abschüttelten, ohne daß sie es kannten. Sie sind so wenig fest in ihrem Unglauben, als in ihrem Glauben, sie leben in einer immerdauernden Ebbe und Fluth, die sie bald auf diese, bald auf jene Seite hinreißt.

Ein gewisser Mann sagte einmal: „Ich „glaube die Unsterblichkeit der Seele ein halbes „Jahr hindurch; meine Gesinnungen hängen „schlechterdings von der Beschaffenheit meines „Leibes ab. Wenn der Arzt an meinem Bette „stehet, so findet mich der Beichtvater zu seinem „Vortheil; Ich weiß es ganz gut zu verhindern, „daß mich die Religion nicht quälet, wenn ich „gesund bin; bin ich aber krank, so lasse ich „mich von ihr trösten: wenn ich auf einer „Seite gar nichts mehr zu hoffen habe, zeigt „sich mir die Religion, und gewinnet mich durch

„ ihre Verheissungen; ich will mich in ihre Arme
„ werffen, und in der Hoffnung meinen Geist
„ aufgeben. (*)

Ein Anderer verrichtete täglich dieses Gebeth zu Gott: „ Herr, ich verstehe gar nichts
„ von dem Gezänke, wovon du der Gegenstand
„ bist, das immer fortdauert. Ich wollte dir
„ gern allein nach deinem Willen dienen, aber
„ jeder, den ich berathschlage, will daß ich dir
„ nach seiner Art diene. Indem da ich würklich
„ bethe, weiß ich nicht in welcher Sprache ich
„ mit dir reden solle; ich weiß nicht in welcher
„ Stellung ich dies thun soll. Einer sagt ich
„ solle stehend bethen; der andere will, daß ich
„ dabei sitzen soll; ein anderer will, daß ich
„ knie. Des andern Tages geschieht es, daß ich
„ ein Kaninchen esse; drei Menschen, die mich
„ gesehen haben, behaupten mir, daß ich dich
„ schwer beleidiget habe; einer weil dieses Thier
„ unrein wäre; der andere, weil es erstickt
„ gewesen seie; der letzte endlich, weil es kein
„ Fisch wäre. Alles dieses, o Herr, stürzet mich
„ in die unbegreiflichste Verwirrung. Ich getraue
„ mir nicht mehr mein Haupt zu bewegen, wo ich

(*) Albern genug geschwätzt, sich mit einer Hoffnung schmeicheln, die dem vorigen Leben nicht entspricht.

„ nicht fürchte, dich zu beleidigen. Unterdessen „ möchte ich dir gerne gefallen, und dir in meinem „ Leben bezeugen, wie ich dich hoch schätze: ich „ weiß nicht, ob ich mich betrüge; ich vermuthe „ aber, daß dieses das beste Mittel sei, dahin zu „ gelangen, nemlich zu leben, als ein guter „ Bürger in der Gesellschaft, worin du mich hast „ lassen geboren werden. (*)

II. Kapitel.

Von Republiken.

Die Natur einer republikanischen Regierung bestehet darin, daß entweder das Volk insgesamt, oder nur gewisse Familien des Volks die höchste Oberherrschaft haben.

Die Hauptmaxime bei dieser Regierungsform, sie sei nun demokratisch, oder aristokratisch, ist die Tugend.

(*) Der Abstand ist noch sehr groß zwischen Bürger und Christ sein.

Die Tugend in einer Republik, ist eine sehr leichte Sache; sie ist nemlich die Liebe zur Republik.

Die zur Demokratie ist jene der Gleichheit; sie ist noch mehr, sie ist die Liebe zur Sparsamkeit.

Die Liebe zur Gleichheit in der Demokratie macht, daß die Eifersucht sich blos auf die Begierde einschrenket, auf die blose Ehre seinem Vaterlande bessere Dienste zu leisten, als andere Mitbürger.

Die Liebe zur Sparsamkeit begrenzet die Habbegierde, daß sie blos Aufmerksamkeit wird für den nothwendigen Unterhalt, für sich und die seinigen zu sorgen, -und das Ueberflüßigt dem Vaterland zuzuwenden.

Nach der wahren Beschaffenheit einer Republik, soll sie nur einen kleinen Erdstrich besitzen. In einer grossen Republik giebt es grosse Güter; die Interesse werden an einzelne Personen zertheilet, und das allgemeine Gut wird tausend Nebenbetrachtungen aufgeopfert. In einer kleinen wird das gemeinschaftliche Gut besser empfunden, besser erkennet, und jedem Bürger näher.

Bei einer demokratischen Regierungsform ist bei verschiedenen Rücksichten das Volk Monarch, und bei andern Unterthan. In der Demokratie ist dies ein Hauptgesetz, daß das Volk die Gesetze mache.

Das Recht der Stimmen, die Art selbe zu geben, sind in einer Republick Hauptgesetze. Die Wahl-

stimme durch Loosen zu geben, ist der Demokratie eigen; die Stimme durch Wahl zu geben, der Aristokratie.

Je mehr sich die Aristokratie der Demokratie nähert, desto vollkommner wird sie, welches sie aber weniger werden wird, je mehr sie sich der Monarchie nähert.

Die beste Aristokratie ist jene, wo ein gewisser Theil des Volks gar keine Macht hat, wo er so gering und arm ist, daß der herrschende Theil gar keine Ursach findet, ihn zu unterdrücken.

Die unvollkommenste von allen ist jene, wo derjenige Theil des Volkes, der gehorsamet, in eine bürgerliche Sklaverei von seinen Beherrschern versetzet wird; wie die Polnische Aristokratie, wo die Bauern Sklaven des Adels sind. In einer aristokratischen Regierungsform ist das Volk in Rücksicht des Adels das, was der Unterthan in dem Vergleiche mit seinem Monarchen ist.

Wenn Stolz und Pracht, die Könige umhüllen, ein Theil ihrer Macht ausmacht; so ist Eingezogenheit und Simplizität der Sitten die Grösse des aristokratischen Adels.

Der Geist der Mässigung wird in einer Aristokratie mit dem Namen Tugend betitelt. Mässigung, die sich auf die Tugend gründet, ist die Seele der republikanischen Regierung. Wenn

diese Tugend verschwindet, so bemeistert sich die Ehrsucht aller Herzen, die derselben fähig sind, und der Geitz wird allgemeiner Regent Die Begierden verändern ihre Gegenstände; das, was man zuvor liebte, gefällt nicht mehr; man fühlte sich frei mit den Gesetzen, man will nun auch frei sein gegen die Gesetze; jeder Bürger ist wie ein Sklav, der aus dem Hause seines Gebiethers entflohen ist. Was sonst Maxime war, das nennet man nun Strenge; was sonst zur Richtschnur diente, dies nennet man nun Folter; was sonst Aufmerksamkeit war, ist nun Furcht. Sonsten machten die Schätze des einzelnen Bürgers den allgemeinen Schatz aus; nun aber wird der allgemeine Schatz die Aussteuer jeder Individuen. Die Republik ist geplündert, ihre Stärke beruhet nur in der Macht etlicher Bürger, und die Ausgelassenheit ist allgemeine Sitte.

Der Vortheil eines freien Staats besteht darin, daß die Einkünfte gut verwaltet werden; weil aber dies schwehr zu thun ist, so soll ein freier Staat, damit ihm alles zum Nutzen umgeschaffen werde, keine Günstlinge nähren; wenn aber dies nicht ist, wenn man anstatt der Freunde und Eltern des republikanischen Beherrschers, seine Freunde, Eltern, und alle die an der Regierung Antheil haben, beglücken muß, so ist alles verlohren.

Zwei Dinge sind in der Aristokratie schädlich; die äusserste Armuth des Adels, und sein übermässiger Reichthum.

Wenn man in einer Republik eine Gesellschaft festsetzet, welche zum Muster der Sitten dienen soll, einen Rath, wo das Alter, die Tugend, die Ernsthaftigkeit Bedienungen verschaffen, werden die Rathsglieder, wenn sie vor den Augen des Volks erscheinen, wie Abgötter betrachtet werden, Empfindungen einflössen, die sich jede Familie in ihr Innerstes einprägen wird.

Wenn ein Senat zur Richtschnur dienen soll, und gleichsam zum Wächter der Sitten, so müssen dessen Glieder blos nach Rechtschaffenheit gewählet werden. In einem Senat, der bestimmt ist die Streitsachen abzuthun, kann auch ein Wechsel statt haben.

Es ist nichts mächtiger als eine Republik, wo man die Gesetze beobachtet, nicht aus Furcht, nicht wegen Ueberzeugung, sondern aus Eifersucht, wie Rom, wie Lacedämon; denn dadurch verbindet sich die Klugheit einer guten Regierung, die ganze Stärke, die eine Parthie haben kann.

In einer republikanischen Regierungsform müssen die Gesetze einen Bürger nöthigen können, öffentliche Aemter anzunehmen. Eine kluge Republik soll sich niemal wagen, auch nicht das geringste

dem wandelbaren Glücke anzuvertrauen; das einzige Glück, wornach sie trachten soll, soll die immerdauernde Aufrechthaltung ihres Staates sein. Das Heiligthum der Ehre, des Ruhms, der Tugend scheinet in den Republiken den Wohnsitz zu haben, und in jenen Ländern, wo man das süsse Wort Vaterland aussprechen kann.

Gleichwie ein gewisses Zutrauen den Ruhm nnd die Sicherheit einer Monarchie ausmacht; so muß im Gegentheil eine Republik auf verschiedene Sachen ein Mißtrauen setzen. Eine ganz besondere Sach! Je mehr solche Staaten in der Sicherheit sind; je mehr sind sie, wie die stille Wasser, in der Gefahr sich selbst zu verderben.

Das Grundgesetz der Demokratie wird zertrimmert, nicht nur wenn man den Geist der Gleichheit aus dem Gesichtspunkte verliehrt, sondern auch wenn man die äusserste Gleichheit beobachten will, wenn jeder demjenigen gleich sein will, den er zu regieren gewählet hat.

Die Aristokratie gehet zu Grund, wenn die Macht des Adels willkührlich wird. Ihr äusserstes Verderbniß ist, wenn der Adel Erbe wird.

Die Demokratie hat Klippen zu vermeiden: den Geist der Ungleichheit, der sie zur Aristokratie überführet, und die äusserste Gleichheit, die dem Despotismus die Hand biethet.

Wenn eine Republik verdorben ist, kann man dem Uebel nicht abhelfen, ausser, wenn man das Verderbniß wegschaffet, da man die alte Grundgesetze wieder herbeinimmt: jedes andere ist unnütz, oder ein neuer Mißbrauch.

Wenn ein demokratischer Staat sich ein Volk erwirbt, um solches als Unterthan zu beherrschen, wird er seine eigene Freiheit in Gefahr setzen, weil er eine allzugrosse Macht dem Magistrat anvertrauet, die er gegen den erworbenen Staat ausübet. (*).

Bei den glücklich geführten Kriegen einer Demokratie, findet sich eine grosse Unannehmlichkeit; ihre Regierungsform ist allzeit gehässig; die eroberten Völker sind in diesem traurigen Zustande, daß sie weder die Vortheile einer Republik, noch jene der Monarchie geniessen.

Eine im Bündnisse stehende Republik macht einen Vertrag, durch welchen sich mehrere politische Körper mit einander verbinden, Bürger eines grossen Staats zu sein, den sie ausmachen. Es ist eine Gesellschaft der Gesellschaften, die dadurch eine neue machen.

(*) Wohl gar keiner; ein Beweis hievon ist die Regierung der Schweitzer über ihre Unterthanen.

Die Natur der kleinen Monarchien bestehet in keiner Verbündniß. Auch die verbundene Republik in Deutschland ist viel unvollkommener, als jene in Holland und der Schweitz. Diese Republik, die aus freien Reichsstädten und kleinern Fürstenthümern gebildet ist, bestehet einsweilen noch, weil sie ein Oberhaupt hat, das auf eine gewisse Art die Obrigkeit der Vereinigung ist.

In der Republik Holland kann keine Provinz ohne Beifall der andern ein Bündniß eingehen. Dies Gesetz hat die deutsche Staatsverfassung nicht, wodurch sie jenen traurigen Folgen vorbauete, die jedem Mitgliede begegnen könnten durch Unvorsichtigkeit, Eifersucht oder Geitz eines einzigen.

Es war in den alten Republiken ein grosser Fehler, daß das Volk das Recht hatte, Schlüsse abzufassen, und selbige zur Ausführung zu bringen; dies ist eine Sache, wozu es gänzlich unfähig ist. Das Volk ist bewunderungswürdig in der Wahl derjenigen, denen es einen Theil seiner Macht anvertrauet; aber wird es wohl verstehen, ein Geschäft zu führen, die geheime Bande zu kennen, die Gelegenheiten, die Augenblicke zu benützen? Nein: es wird es nicht wissen.

III. Kapitel.
Von der Monarchie.

Untergeordnete, abhangende, dazwischengesetzte Macht, bestimmet eine monarchische Regierung, das ist eine solche, wo nur einer herrschet nach gewissen Grundgesetzen.

In einer Monarchie ist der Regent die Quelle aller politischen und bürgerlichen Macht.

Die mittlere untergeordnete Macht, die natürlichste, ist jene des Adels. Wo kein Monarch ist, da ist der Adel unbedeutend, wo kein Adel ist, ist auch kein Monarch.

Benehme man in einer Monarchie den Vorzug, den Lehnsherrn, der Klerisei, dem Adel, den Städten, und sogleich wird der Staat despotisch sein.

In Monarchien behaupten die Gesetze den Platz der Tugend. Der Staat bestehet, ohne die Liebe zum Vaterland, ohne Begierde der wahren Ehre, ohne Verleugnung seiner selbst, ohne das Opfer der geliebtesten Vortheile. (*)

(*) Wenn nun diese Tugenden zernichtet werden, wenn das geheiligte Feuer der Liebe zur Ehr, zum Vaterlande in den Herzen erstorben ist,

Die Ehre, das ist ein gewisses Vorurtheil von Personen, ihren Glücksumständen, ist die Triebfeder der monarchischen Regierung. (*) Es ist eine falsche Ehre, die die verschiedene Parthien des monarchischen Staats leitet; allein diese falsche Ehre ist dem Publikum so nützlich, als die wahre Ehre einem einzelnen Mitgliede sein kann.

Weil die Ehre als ein Grundgesetz dieser Regierung betrachtet wird, so müssen die Gesetze ihre Hoheit schützen, wovon die Ehre, wenn ich mich so ausdrücken darf, das Kind und der Vater ist.

Die monarchische Regierungsform hat einen grossen Vortheil vor der republikanischen; die Hauptgeschäfte werden nur durch einen einzigen betrieben, die Ausführung macht ihren schleunigen Fortgang.

---

wird wohl der Staat seine Stärke, seinen Glanz beibehalten? Wird er lange so bestehen können? Die Geschichte aller grosseu Monarchien ist Bürge für meine Wahrheit. — Und was wird wohl aus den Gesetzen werden, welchen Nachdruck werden selbe haben, wo keine Tugend ist?

(*) Allein, wenn die monarchische Ehre nur Vorurtheil ist, wenn falsche Grösse, Stolz und Luxus ihr Gegenstand ist, und nicht wahre Verdienste, zu was wird selbe wohl dienen, als Pflichten und Gesetze über den Hauffen zu werfen, und die schwärzeste Revolutionen zu verursachen?

Die monarchische Regierungsform hat einen grossen Vortheil vor der despotischen. Hier ist der Staat mehr gebunden, die Verfassung unbeweglicher, diejenige von ihnen, die Aemter verwalten, zu viel begrenzet.

In Monarchien siehet man um den Regenten seine Unterthanen von seinem majestätischen Glanze Antheil nehmen; das ist, jeder besitzet gleichsam einen grossen Raum seine Tugenden auszuüben, die der Seele, nicht sowohl eine Unabhängigkeit, als ihre Grösse geben.

Die meiste Monarchien haben nicht schlechterdings die Freiheit zu ihrem Gegenstande; sie trachten mehr nach dem Ruhm des Bürgers, des Staats, des Regenten: aber dieser Ruhm erzeuget eine Freiheit, die in diesen Staaten grosse Wirkungen hervorbringen kann, und vielleicht eben so viel zum Glücke beiträgt, als die Freiheit selbst.

Ein monarchischer Staat soll nur mittelmässig groß sein; denn wenn er zu ausgedehnet ist, so sind die Vornehmere, die an sich schon groß sind, nicht mehr unter den Augen des Regenten, sie haben ihren Hof ausserhalb desjenigen, der regiert, sie können aufhören gehorsam zu sein. Eine geschwinde Festsetzung einer Gewalt ohne Grenzen, daß das einzige Hilfsmittel ist, daß der Zerstöhrung eines grossen Staats vorbeuget, ist zugleich ein neues Uebel, bei seinem Zuwuchse.

Flüsse eilen sich in das Meer zu ergiessen, und Monarchien verwandeln sich allmählig in Despotismus. (*).

Allzeit wird eine Monarchie entweder in Despotismus, oder in eine Republik ausarten.

Die Macht zwischen dem Regent und dem Pöbel kann niemal ganz gleich getheilet sein; das Gleichgewicht ist schwehr zu treffen. Es muß also das Gleichgewicht auf einer Seite gemindert werden, wo es auf der andern anwächst; aber meistens ist dieser Vortheil auf der Seite des Fürsten, der seine Gewaffnete kann anrücken lassen.

In einer Monarchie muß ein Wächter der Gesetze sein. Der Rath des Regenten ist hiezu nicht tauglich. Er verändert sich immer, er bleibet nicht allzeit, und besitzt nicht das Zutrauen des Volkes in einem erhabenen Grade. Diese Verwahrung der Gesetze kann nur in politischen Staatskörpern statt finden, die Gesetze ankündigen, die sie gemacht haben, und dieselbe wird er in Vorschein bringen, wenn man selbe vergessen will.

Eine Monarchie gehet dem Verderben entgegen, da sich der Regent einbildet, daß er seine Macht sehr sichtbar mache, da er die Ordnung der Dinge

(*) Mancher europäische Bauer könnte einen Beitrag zu dieser Hipothese liefern.

verkehrt, der er folgen sollte; denn er benimmt die vernünftigsten Verwaltungen dem einen, um sie nach seiner Caprize dem andern zu geben: er verliebt sich mehr in seine Phantasie, als in seine Ueberzeugung; er beziehet alles blos auf seine Person, den Staat rechnet er zu seinem Kapital, dieses zu seinem Hof, und den Hof blos für sich.

Ein Hauptgesetze der Monarchie wird zertrümmert, wenn die vornehmsten Würden, Zeichen der höchsten Knechtschaft sind, da man nemlich den Grossen die Hochachtung des Volks wegraubet, und selbe zu niederträchtigen Werkzeugen einer willkührlichen Macht gebrauchet, da die Ehre mit der Ehre einen Kontrast macht, da man in einem Augenblicke mit Beschimpfungen und Würden belohnet wird, da der Regent seine Gerechtigkeit in Strenge verwandelt; wenn niederträchtige Seelen aus ihrer Knechtschaft noch Ehre machen, und sich einbilden, daß alle Handlungen Pflichten gegen Regenten seien, und jene gegen das Vaterland gänzlich aufhören.

Gleichwie das Meer, welches die ganze Erde zu überschwemmen scheinet, durch ganz unbedeutende Kräuter, und kleine Sandkörner gehemmet wird, die sich an dem Ufer vorfinden; also werden Monarchen, deren Macht ohne Grenzen zu sein scheinet, durch geringe Hindernisse in ihrer Macht

gestöhret, und ihr angebohrner Stolz beuget sich in der demüthigsten Stellung.

Gleichwie jene Völker, die unter einer guten Polizei leben viel glücklicher sind, als jene, die ohne Gesetze, ohne Oberhaupt in Wäldern herumirren; auf gleiche Weise sind Monarchen, die nach den Grundgesetzen ihres Staats leben, viel glücklicher als despotische Regenten, die keine Gesetze haben, die weder dem Herzen ihres Volks, noch dem ihrigen eine gute Richtung geben können.

Das königliche Ansehen hat eine sehr grosse Macht; das aber ohne Mühe, ohne Geräusch wirken muß. Die Chineser rühmen sich, daß einer von ihren Kaisern sie regierte, wie sie sich ausdrücken, wie der Himmel selbst, durch sein Beispiel.

Gleichwie Monarchen Klugheit besitzen müssen, um ihre Macht zu vergrössern; so müssen sie nichts desto weniger auch Klugheit haben, um derselben Grenzen zu setzen. Die wahre Macht eines Regenten bestehet nicht allein in der Leichtigkeit zu erobern, als in der Beschwerniß zum Angriffe, und, so zu sagen, in der Unveränderlichkeit seines Zustandes.

In einer Monarchie ist der Regent derjenige, der die Angeklagte vor sich ruft, und selbe entweder strafet, oder losspricht. Wenn er selbsten richtet, ist

ist er zugleich Richter und Parthey; er verliehret alsdenn die schönste Zierde eines Fürsten, Gnade zu erweisen: die Furcht bemächtiget sich eines jeden; jedes Antlitz ist mit einer Todtenblässe bemahlet; wo er im Gegentheile mehr Zutrauen, mehr Ehre, mehr Liebe sich erwerben würde. Der Regent muß andern Muth machen, und nur die Gesetze sollen drohen.

In Monarchien ist die Ungnade das Aequivalent der Strafe. Die Grossen sind da so sehr gestrafet, durch die Ungnade, durch einen eingebildeten Verlust ihres Glückes, ihres Ansehens, ihrer Geschicklichkeit, ihres Vergnügens, daß eine Strenge bei ihnen nicht mehr nöthig ist.

IV. Kapitel.

Von dem Despotismus.

Ein despotischer Staat ist derjenige, wo einer allein, ohne Gesetze, ohne Regel, nach seinem Willen, nach seinen Kaprizen herrschet.

Gleichwie in einer Republik, die Tugend, in einer Monarchie, die Ehre, die Triebfedern sind;

so ist in einem despotischen Staate die Furcht der Beweggrund.

In despotischen Staaten muß der Willen des Regenten untrüglich seine Wirkung machen, nachdem er verkündiget worden, wie eine Kugel, die auf einen bestimmten Punkt hingeschossen wird. Hier nützet es nichts natürliche Empfindungen vorzuschützen, weder die Ehrfurcht gegen die Eltern, weder die Zärtlichkeit für die Kinder und Gemahlin; noch die Gesetze der wahren Ehre, noch der Zustand der Gesundheit. Unterdessen ist noch ein Punkt, den man dem Willen des Regenten entgegen setzen kann, nemlich die Religion. Man wird seinen Vater verlassen, denselben sogar tödten, wenn es der Regent befiehlt: aber man wird keinen Wein jemals trinken, wenn er es befehlen sollte.

In despotischen Staaten ist ein jedes Haus ein besonderer Staat. Die Erziehung ist hier sehr begrenzet, die Wissenschaften sehr gefährlich, die Nacheiferung hinterläßt die traurigsten Folgen. Man muß alles hinwegnehmen, um etwas geben zu können, man muß drohen den Unterthan unglücklich zu machen, um aus ihme einen guten Sklaven zu bilden.

In einer Republik sind sich die Menschen alle gleich; auch dies sind sie in einem despotischen

Staate. In dem ersten sind sie es, weil sie alles ausmachen; in dem zweiten, weil sie alle insgesamt unbedeutend sind. In despotischen Staaten ist der Mensch eine Kreatur, die einer andern Kreatur gehorchet die will.

Um eine Regierungsform zu mässigen, muß die beidseitige Macht abgewogen, angeordnet, und in gewisse Schranken gesetzet werden, keiner soll es an Thätigkeit mangeln, jede soll so viel Gegengewicht haben, daß sie der andern widerstehen kann: dies ist das Hauptwerk der Gesetzgebung, das der Zufall selten bewirket, und das die Klugheit selten ausführen darf. Eine despotische Regierung, im Gegentheile, fällt gleich in das Gesicht. Sie ist in allem einförmig; gleichwie sie nichts anders verlangt, als die Befriedigung ihrer Leidenschaft, so muß sich jeder dazu gebrauchen lassen.

Gleichwie das Hauptgesetz der despotischen Regierungsform die Furcht ist, so ist ihr Zweck die Ruhe. Es scheinet, daß die menschliche Natur sich immer gegen den Despotismus empöre; aber trotz der Liebe zur Freiheit, trotz des Hasses gegen Gewaltthätigkeit muß der gröste Theil der Völker sich unter dieses Joch beugen.

In allen despotischen Regierungen ist nichts, das mehr niederdrückte, als wo der Regent sich als Eigenthümer aller Grundstücken, und als Erb aller seiner Unterthanen erkläret.

Wenn die Wilden von Luisiane, die Früchte von einem Baume haben wollen, hauen sie den Baum an der Wurzel ab, und pflücken sich die Früchte. Dies ist das Bildniß der despotischen Regierung. Das Grundgesetz der despotischen Regierung verschlimmert sich immerhin, weil sie von Natur aus verdorben ist. Das innerliche Unheil bereitet ihr den Sturz.

Gleichwie Republicken ihre Sicherheit befestigen, da sie sich genau vereinigen, so bewirken sich selbe die despotischen Staaten, die sich trennen, und allein halten. Sie opfern einen Theil des Landes auf, plündern die Grenzen, und machen selbe öde; das Reich ist also unzugänglich.

In Monarchien bauet man sich Festungen; in despotischen Staaten fürchtet man sich solche zu haben. Ein despotischer Staat verübet gegen sich alles Uebel, das nur der grausamste Feind verüben könnte; allein es ist ein Feind, den man nicht festhalten kann.

Despotische Staaten machen unter einander Einfälle; nur Monarchien führen Krieg.

Ein despotischer Staat ist ein kranker Körper, der sich nicht durch eine sanfte und gemässigte Regierung erhält, sondern durch gewaltsame Mittel, die ihn erschöpfen und verkleinern. In diesen Staaten fehlts niemal an Unruhen: es ist hier kein Zwischenraum zwischen Murren und Aufruhr. In diesen grausamen Augenblicken kommen tumultuarische Auftritte zum Vorschein, bei welchen das Oberhaupt nicht mangelt; Die Verzweiflung ungestraft zu bleiben, bekräftiget diese Unordnung und macht selbe sehr groß.

Hier werden grosse Begebenheiten nicht durch grosse Ursachen zubereitet, der geringste Zufall erreget öfters die gröste Flamme, die oft eben so unvorgesehn von denjenigen ist, die dieselbe bewirken, als von denjenigen, die dessen traurige Folgen erdulden müssen. Wenn einmal das gewaltsame Ansehen verachtet worden ist, kann niemand dasselbe mehr ersetzen. Also ist in despotischen Staaten der Regent, der das Gesetz selbsten ist, weniger Herr, als anderstwo.

Nichts nähert Regenten mehr dem Zustande ihrer Unterthanen, als die unermeßliche Macht, die sie über selbe ausüben; denn nichts unterwirft sie mehr den Unglücksfällen, und der wandelbaren Laune des Glücks.

V. Kapitel.

Von den Gesetzen.

Das Gesetz ist überhaupt die menschliche Vernunft, in so weit sie die Völker der Erde beherrschet. Zu sagen, daß nichts weder gerecht, noch ungerecht seie, wenn es nicht positive Gesetze befehlen oder verbiethen, ist eben so viel als sagen, daß alle Ründungen, bevor Menschen einen Zirkel gemacht haben, ungleich gewesen seien.

In dem Stande der Natur wurden die Menschen in einer Gleichheit gebohren; aber sie verblieben nicht darin. Die Gesellschaft beraubte sie derselben, und sie werden niemal mehr in dieselbe versetzet, ausser durch die Gesetze.

Die Gesetze müssen ein Verhältniß haben mit der Lage des Landes, mit dem Klima, mit der Beschaffenheit des Erdreichs, nach seiner Lage, nach seiner Grösse, mit der Lebensart der Völker, mit der Religion der Innwohner, ihren Neigungen, Reichthümmern, ihrer Anzahl, mit ihrem Handel, Sitten und Gebräuchen.

Unter verschiedenen Himmelsstrichen hat man sich verschiedene Lebensarten angewöhnet; und

diese verschiedene Arten zu leben haben verschiedene Gesetze hervorgebracht. Bei einer Nation, wo man mit andern Nationen in Verbindung stehet, müssen Gesetze sein; bei einer andern, die blos für sich lebt, müssen wieder andere Gesetze sein.

Die Gesetze haben einen sehr grossen Einfluß mit der Art, wodurch sich verschiedene Völker aufrecht erhalten. Das Gesetzbuch muß viel weitschüchtiger sein für ein Volk, das sich dem Handel und der Schiffahrt widmet, als für dasjenige, das blos die väterliche Erde anbauet. Auch dieses muß ein grösseres Gesetzbuch haben, als jenes, das sich blos mit der Viehzucht nähret; und auch dieses ein grösseres als jenes, das blos von der Jagd lebet.

Der Stil der Gesetze muß kurz und einfach sein. Die Gesetze der zwölf Tafeln sind das Muster der Kürze; die Kinder lernten sie auswendig; zudem wird der ungekünstelte Ausdruck allzeit besser verstanden, als der geschminkte.

Gesetze müssen nicht erhaben sein; sie sind gemacht für Völker von mittelmässigem Verstande; sie sind keine logische Schlingen, sondern das, was der schlichte Verstand eines Hausvaters ist. Gleichwie unnützliche Gesetze die nothwendige schwächen; also verkleinern jene Gesetze, die man vereiteln kann,

die Gesetzgebung. In ihnen muß eine gewisse Aufrichtigkeit herrschen. Gesetze, die die Auswüchse der Bosheit bestrafen, müssen auf das unschuldigste abgefaßt sein.

Es ist eine sehr unangenehme Sache für einen Gesetzgeber, wenn er sich einer andern Sprache bedienen muß, als jener des gemeinen Manns. Wie kann man selbe gut beobachten, wenn man sie nicht genug kennet?

Die Gesetze sind gleichsam die Augen des Regenten; er siehet durch selbe, was er ohne selbe nicht sehen würde. Will er zu Gerichte sitzen? Er arbeitet, nicht für sich, sondern für seine Verführer gegen sich.

Das Gesetz ist nicht eine blose Ausübung der Macht; Sachen, die vermög ihrer Natur gleichgültig sind, gehören nicht in ihr Fach.

Gesetze bewirken öfters grosse heimliche Wohlthaten, auch kleine Uebel, die sehr empfindlich fallen. Wegen einer seltsamen Veränderung, die mehr von der Natur, als von dem Geiste des Menschen herrühret, ist es bisweilen nothwendig, daß man Gesetze abändere; aber der Fall ist seltener, und wenn er sich ereignet, soll man ihn nicht blos mit zitternder Hand berühren. Man muß dabei so viele Solennitäten beobachten, so viel Behutsamkeit gebrauchen, daß das Volk schliessen muß,

die Gesetze seien im höchsten Grade heilig, weil so viele Solennitäten zu ihrer Abschaffung nöthig sind.

Die Gesetze mögen sein, wie sie wollen, so muß man ihnen allzeit folgen, und sie als das öffentliche Gewissen beobachten, nach welchem sich jenes des einzelnen Gliedes zu richten hat. Es ist ein Unglück für die Regierung, wenn sich der Magistrat gezwungen sieht, grausame Gesetze zu machen. Der Fall ereignet sich, wenn es schwer zu gehorsamen ist, wo man den Ungehorsam sehr hart bestrafen muß. Ein kluger Gesetzgeber wird das Unglück verhüten ein grausamer Gesetzgeber zu werden.

VI. Kapitel.

Von den Strafen.

Die Strenge im Strafen schickt sich besser für eine despotische Regierung, wo das Grundgesetz Furcht ist, als für eine Monarchie, oder Republik.

In Staaten, wo die Regierung gemässigt ist, ist die gröste Straf für eine schlechte Handlung derselben überwiesen zu werden.

In jenen Staaten, wo sich ein kluger Gesetzgeber

mehr Mühe giebt, dem Laster vorzubeugen, als dasselbe abzustrafen; wird er mehr auf die Aufrechthaltung guter Sitten bedacht sein, als neue Strafen ausfindig zu machen.

Die Menschen muß man niemal auf Extremitäten verleiten. Die Natur dienet uns zur Nachahmung, die dem Menschen die Schamhaftigkeit gab, gleichsam als eine Züchtigung, und der gröste Theil der Straf bestehet schon in der Beschimpfung die Straf erdulden zu müssen. Die mehr oder weniger grausame Gesetze machen gar nicht, daß man den Gesetzen besser gehorchet.

In einem Lande, wo die Strafen gemässigt sind, fürchtet man sie eben so, wie in jenen Staaten, wo die Strafen mit einer bluttriefender Feder niedergeschrieben sind.

Das Verhältniß, das zwischen dem Verbrechen und der Strafe sein muß, ist gleichsam die Seele des Staats, und die Harmonie der Reiche.

Es ist ein wesentlicher Punkt, daß die Strafen unter sich ein Verhältniß haben. Es ist ein grosser Fehler bei uns, daß man einen öffentlichen Dieb eben so bestrafet, wie einen andern, der stiehlt und meuchelmörderisch mordet.

Die Strassenräuber waren in etlichen Staaten sehr gemein: man setzte sie fest, und machte ein

Gesetz, das die Strassenräuber zum Strang verdammte; unterdessen hatte man doch fortgestohlen, wie zuvor, und die öffentliche Strassen blieben gleichfalls unsicher.

In unsern Zeiten ist die Ausreissung bei den Soldaten sehr gewöhnlich; man setzte die Todesstrafe darauf, und dem Ausreissen wurde deswegen kein Einhalt gethan. Die Ursach davon ist ganz klar: Der Soldat ist täglich der Lebensgefahr ausgesetzt, er verachtet oder bildet sich wenigstens ein, die Gefahr zu verachten; er ist es gewöhnet die Schand zu fürchten, er will also lieber einer Gefahr ausweichen, die sein Leben mit einem Schandflecke brandmarket.

Da man in den vorigen Jahrhunderten Todesstrafen auf den Duell gesetzet hatte, hätte es vielleicht ehender geschehen können einem Kriegsmann seinen Kriegsmuth zu benehmen, durch den Verlust seines Degens; denn es ist nichts trauriger, als wenn die Menschen den Verlust ihres Charakters überleben müssen.

Die Strenge der Gesetze verhindert bisweilen ihre Ausführung. Wenn die Strafe verhältnißlos ist, so findet man sich öfters in die Nothwendigkeit versetzet, ungestraft zu lassen; Jede Strafe, die nicht die Nothwendigkeit zur Triebfeder hat, ist tirannisch.

Strafen für Verbrechen, die die allgemeine Sicherheit angreiffen, nennet man Todesstrafen. Dies ist eine Art der Widervergeltung, die eine Gesellschaft dahin verleitet, daß sie einem Bürger die Sicherheit versaget, der sie derselben beraubet hat, oder einen andern derselben hat berauben wollen. Diese Strafe gründet sich in der Natur, in der Vernunft, in der Quelle des Glückes und Unglückes.

Die Todesstrafe gleichet einem Arzneymittel einer kranken Gesellschaft; sie entreisset billig der Gesellschaft einen Bürger, der gute Sitten verlohren hat, und die Gesetze verletzet; aber wenn alle Menschen in diesem Verluste wären, wurden wohl die Gesetze selbe wieder herstellen? Sie würden wohl viele Folgen eines allgemeinen Verderbnisses aufweisen, aber dasselbe nicht verbessern.

Unsere Urväter, die Deutsche setzten nur Geldstrafen. Aber was ist mit denjenigen zu machen, die einem andern muthwilliger Weise schaden, und nichts haben: Sie müssen mit der Haut bezahlen, was der Beutel versaget.

VII. Kapitel.

Von der Freiheit.

Die philosophische Freiheit bestehet in der Ausübung seines Willens, oder vielmehr in der Einbildung, daß man nach seinem blosen Wohlgefallen handle. Die politische Freiheit bestehet in der Sicherheit, oder vielmehr in einer eingebildeten Sicherheit. Wenn die Unschuld der Bürger nicht gesichert ist, so ist die Freiheit nicht mehr.

Die politische Freiheit bestehet nicht in dem, daß man thun kann, was man will; sondern in dem Rechte zu thun, was die Gesetze erlauben. Wenn ein Bürger thun könnte, was die Gesetze verbiethen, hätte er die Freiheit nicht mehr; weil alle andere auch dieses Recht hätten.

Die Freiheit bestehet hauptsächlich darin, daß man nicht kann gezwungen werden eine Handlung zu begehen, die die Gesetze nicht gebiethen.

Die Freiheit eines jeden Bürgers ist ein Theilgen der allgemeinen Freiheit. Dieser Vortheil für den bürgerlichen Stand, ist auch ein Theilgen der Oberherrschaft.

Regenten, die nicht gewisse bürgerliche Gesetze unter sich haben, sind nichts weniger als frei; sie werden durch die Macht beherrschet, sie können entweder Gewalt anthun, oder dies widerfährt ihnen: dahero verpflichten jene Verträge, die sie durch ihre Macht bewirkten, eben so, wie jene, die sie bei guter Laune machten.

Es scheinet, daß die Freiheit blos für die Europäer seie, und die Sklaverei für asiatische Völker. In Asien ist eine Nation gegen die andere, die stärkere gegen die schwächere, kriegrische, muthige und thätige Völker ergreiffen die Wafen gegen weibische, träge und furchtsame; einer bekrieget, und der andere wird überwunden. In Europa ist im Gegentheil eine mächtige Nation der andern entgegengesetzt, alle haben gleichen Muth. Dies ist die grosse Ursache der Schwäche Asiens, und der Stärke Europens; dies ist die Quelle der europäischen Freiheit und der asiatischen Knechtschaft.

Völker, die auf den Inseln wohnen, haben mehr Hang zur Freiheit, als jene, die auf dem festen Lande wohnen. Die Inseln sind gemeiniglich von keinem grossen Umfange. Keine Parthie kann

so gut ausgerüstet sein, daß sie die andere unterdrücken könnte. Die Eroberer sind von dem Meere ingehalten, die Innwohner der Insel sind nicht in die Eroberung eingeflochten.

In bergichten Ländern ist die Freiheit das einzige Gut, welches verdienet, daß man es beschütze.

Die meisten Länder sind nicht angebauet nach Maaß ihrer Fruchtbarkeit, sondern nach dem Verhältnisse ihrer Freiheit. Die mehrsten Einfälle geschehen in Länder, die die Natur gesegnet hat; deswegen sind sehr oft die besten Länder volklos, da die rohen Gegenden des Nordens immer bevölkert bleiben, sogar, daß die Bevölkerung bis zum Ueberflusse ist.

Die Güte eines Landstriches bewirket natürlicher Weise eine Abhängigkeit. Die Landleute sind da nicht so eifersichtig auf ihre Freiheit, sie sind zu viel beschäftiget, und zu viel durch ihre häußliche Sorgen zerstreuet. Ein Land, das an allem Ueberfluß hat, fürchtet den Raub, es fürchtet Armeen.

Man kann es für einen Grundsatz annehmen, daß in einem jeden Staate die Ehrbegierde mit der Freiheit wachse, und sich mit derselben vermindere; der Ruhm befindet sich nicht in der Gesellschaft der Knechtschaft.

Man kann mit freien Leuten alles ausrichten. Bevor das Christenthum die bürgerliche Knechtschaft aus Europa verbannet hatte, betrachtete man die Handarbeiten als etwas so mühsames, daß man glaubte sie dürften blos von Sklaven oder Missethätern verrichtet werden. Heut zu Tage leben auch unsere Arbeiter glücklich.

Ich glaube nicht, daß ein Land auf Gottes Erdboden seie, wo man nicht freie Leute zur Arbeit aufmuntern kann. Wo die Gesetze schlecht sind, findet man träge Leute, und weil sie träge waren, wurden sie zur Sklaverei verdammt.

Bei einer Nation, die in der Knechtschaft schmachtet, arbeitet man mehr um sich zu erhalten, als sich etwas zu erwerben. Bei einer freien Nation arbeitet man mehr sich etwas zu erwerben, als sich zu erhalten.

Nichts ziehet mehr Fremdlinge wohin, als die Freiheit und der Reichthum, der allzeit folget. Eines sucht sich durch sich selbsten, und die Arbeit findet in dem Lande, wo man sich befindet, das andere.

Was freie Staaten frühzeitiger in das Verderben stürzet, als andere Staaten, sind Unglücksfälle und ihre Folgen, die sie fast allzeit um die Freiheit bringen; wo im Gegentheile das Unglück und

seine

seine traurige Folgen, in einem Staate, wo alles unterthänig sein muß, ihre alte Knechtschaft bestärket.

Eine freie Nation muß einen Befreier gehabt haben, und eine unterdruckte, einen Unterdrucker.

Wenn man in einem freien Staate, der sich Republik nennet, alles ruhig siehet, kann man allzeit schliessen, daß da die Freiheit nicht seie.

Die Tugend verknüpfet sich allemal mit der Freiheit; aber sie befindet sich weder bei der höchsten Freiheit, noch bei der Knechtschaft.

VIII. Kapitel.

Von der Sklaverei.

Die Sklaverei ist eigentlich zu sagen die Festsezung eines Gesetzes, das einen Menschen dem andern also eigen macht, daß er vollkommener Herr über sein Leben, und seine Güter ist.

Die Sklaverei ist in ihrer Natur nicht gut: sie ist weder vortheilhaft für den Herrn, noch für den Sklaven; diesem, weil er nichts thun kann

aus Antrieb der Tugend; dem ersten, weil er sich mit seinen Sklaven alle schlimme Eigenschaften angewöhnet; daß er sich unmerklich angewöhnet das Gefühl zu allen moralischen Tugenden zu verliehren, er wird kühn, hitzig, hartherzig, zornig, wohllüstig und grausam.

In einer monarchischen Regierungsform, wo es überaus vortheilhaft ist, die menschliche Natur nicht zu Boden zu werfen, oder verächtlich zu machen, weiß man von Sklaven nichts.

Man würde niemal glauben, daß das Mitleid die Sklaverei eingeführet habe. Das Völkerrecht wollte, daß die Gefangene Sklaven seien, weßwegen man sie nicht tödtete. Das römische Recht erlaubte den Gläubigern, daß sie ihre Schuldner übel behandeln durften, ja sie verkaufen konnten; und das Recht der Natur will, daß die Kinder eines Vaters, der Sklav ist, und selbe nicht ernähren kann, auch Sklaven sein sollen, wie ihr Vater. Diese Bewegursachen sind nicht klug.

Es ist falsch, daß es im Kriege erlaubt seie umzubringen, anders als im Falle der Nothwendigkeit. Alles Recht, das der Krieg über Gefangene geben kann, ist, sich also ihrer Person zu versichern, daß sie nicht mehr schaden können.

Es ist nicht wahr, daß ein freier Mensch sich

verkaufen könne. Wenn es nicht erlaubet ist sich zu ermorden, weil man sich dadurch dem Vaterlande entreisset, so ist es auch nicht erlaubt sich zu verkaufen. Wenn die Freiheit einen Werth hat für denjenigen, der sie kaufet, so enthält sie keinen Werth bei demjenigen, der sie verkaufet. Wenn also ein Mensch sich nicht verkaufen darf, so kann er viel weniger seine Söhne verkaufen, die noch nicht gebohren sind.

Das Strafgesetz, das einen Missethäter verdammet, ist ein billiges Gesetz, das zu seiner Gunst gemacht ist. Ein Mörder hat die Vortheile des Gesetzes genossen, das ihn jetzt verdammet, es erhielte und wachte immer über sein Leben; nun kann er nichts gegen dasselbe einwenden. Aber das Gesetz der Sklaverei ist allzeit gegen den Sklaven, ohne jemals zu seinem Vortheil zu sein; und deßwegen ist die Sklaverei gegen alle Grundgesetze der Gesellschaft.

Weil alle Menschen ihrer Geburt nach gleich sind, ist die Sklaverei gegen die Natür; sie ist eben so wohl dem bürgerlichen Rechte, als dem Rechte der Natur entgegen. Welches bürgerliche Recht kann einen Sklaven verhindern zu fliehen, ihn, der kein Glied der Gesellschaft ist, den die bürgerliche Gesetze gar nicht betreffen?

Nichts versetzet den Menschen mehr in den Thierstand hinunter, als täglich freie Menschen zu sehen, die es doch nicht sind. Die Sklaven sind Feinde der Gesellschaft, und ihre Zahl würde gefährlich sein.

Es giebt zwo Gattungen der Sklaverei; eine betrift liegende Güter, die andere die Person. Der greulichste Mißbrauch der Sklaverei ist, wenn beide mit einander vereiniget sind. Die Moskoviter verkauften sich sehr leicht, weil ihre Freiheit keinen Werth hatte. Unter einer despotischen Regierung verkauft man sich gar gerne; weil hier die politische Sklaverei in einem gewissen Betracht die bürgerliche Freiheit vernichtet. In selbiger grenzet der Zustand eines freien Mannes und eines Sklaven sich sehr nahe; die politische Sklaverei, die in einem ganzen Staate eingeführet ist, macht, daß man die bürgerliche Sklaverei weniger fühlet.

In diesen Staaten sind die Freien zu schwach gegen die Regierung, deßwegen suchen sie Sklaven derjenigen zu werden, welche die Regierung tiranisiren.

Es giebt Länder, wo die Hitze den Körper entnervet, und sie also muthlos machet, daß man sie zu keiner mühsamen Verrichtung bringen kann,

als durch die Furcht der Zuchtruthe. Hier empöret sich die Sklaverei weniger gegen die Vernunft; der Herr ist da eben so untüchtig und träg gegen seinen Regenten, als der Sklav gegen ihn, die bürgerliche Knechtschaft ist hier mit der politischen verknüpfet.

Die südliche Völker haben alle mögliche Bequemlichkeiten des Lebens, und wenig Sorgen: und dieses naturalisiert die Knechtschaft bei ihnen: sie sind ansonsten in gewissen Rücksichten in einem gewaltsamen Zustande, wenn sie nicht Sklaven sind.

In Asien sahe man allzeit grosse Reiche, und die Macht mußte allzeit despotisch sein. Noch herrschet allda ein Geist der Knechtschaft, der sie niemal verlassen hat, und in allen Geschichten dieses Landes findet man nicht einen einzigen Zug, der einen freien Geist auszeichnet: man sieht hier nichts, als den Heldenmuth der Knechtschaft.

Grosse Tugenden verbergen sich, oder verliehren sich in der Knechtschaft.

IX. Kapitel.

Von dem Kriege.

Das Leben der Staaten ist wie jenes der Menschen. Beide haben das Recht zu tödten, im Falle der unvermeidlichen Nothwendigkeit; folglich haben sie das Recht Krieg zu führen, um sich selbsten zu erhalten.

Es giebt nur zwo Gattungen gerechte Kriege zu führen; eine, da man den Feind zurück treibet, der einen Angriff gemacht hat; die andere, da man dem Verbundenen zu Hülfe kömmt, der angegriffen ist.

So bald die Menschen sich zu einem gesellschaftlichen Leben verstunden, nahm der Krieg seinen Anfang. Jede Gesellschaft fühlte ihre Stärke, und dies bewog sie, daß eine Nation die andere mit Kriege überfiel.

Das Recht der Selbstvertheidigung nöthigt bisweilen den Staat einen Angriff zu machen; weil ein Volk siehet, daß ein langer Frieden das andere in den Stand setzen würde, selbigen zu Grunde zu richten, alsdenn ist der Angriff

blos ein Mittel seinen eigenen Untergang zu verhüten. (*)

Kleine Staaten haben öfters Ursach Krieg zu führen, als grosse; weil sie öfters in der Lage sind ihren Untergang zu fürchten.

Wenn man zwei mächtige Nationen siehet einen langen und hartnäckigen Krieg mit einander führen, so ist es eine böse Politik, sich einzubilden, man könne nicht ruhiger Zuschauer dabei sein: denn welche von beiden obsieget, unternimmt wieder neue Kriege, und eine Nation von Soldaten bekrieget nun Völker, die nur Bürger sind.

Ein Fürst kann keinen Krieg anfangen, da man ihm eine Ehre entsaget, die man ihme schuldig wäre; wie der Privatmann denjenigen nicht tödten darf, der ihme den Vorrang raubet. Die Ursach davon ist, daß, gleichwie die Kriegserklärung eine Handlung der Gerechtigkeit ist, bei welcher die Strafe mit dem Verbrechen im Verhältnisse stehen muß, so muß man sehen, ob derjenige, dem man den Krieg ankündigt, den Tod verdienet habe. Denn einen andern mit Kriege überfallen, heißt ihn mit dem Tode strafen.

(*) Auf diese Art muß allzeit Krieg sein? — Die Natur sagt nichts von diesem Gesetze.

Das Recht zu kriegen hat keine andere Quelle, als die Nothwendigkeit. Wenn man sich nicht daran hält, ist alles verlohren; denn man wird sich auf freiwillige Grundsätze von der Ehre gründen, auf Wohlstand, auf Vortheil bauen, und Ströme von Blut werden die Erde überschwemmen: man rede nicht von der Ehre eines Fürsten; seine Ehre würde sein Stolz sein, dies ist eine Leidenschaft und nicht ein Recht. Der Ruhm seiner Macht, kann die Stärke seines Staats vermehren; aber der Ruhm seiner Gerechtigkeit muß sich durch sie vergrössern.

In dem Staatsrecht ist der Krieg die strengste Ausübung der Gerechtigkeit, weil seine Absicht die Zerstöhrung der Gesellschaft ist.

X. Kapitel.

Von den Eroberungen.

Der Gegenstand des Krieges ist der Sieg; der Gegenstand des Sieges die Eroberung: der Gegenstand der Eroberung die Erhaltung.

Die Eroberung ist eine Erwerbung; der Geist der Eroberung will erhalten und benutzen, und nicht verheeren.

Die Autoren von unserm Staatsrechte haben den Eroberern ein Recht zugedacht, ich weiß nicht warum, nemlich zu tödten, weil ein Eroberer das Recht hat die Gesellschaft zu zerstöhren; woraus sie den Schluß machten, daß er auch die Menschen zerstöhren dürfe, die diese Gesellschaft ausmachen: der Schluß ist aus einem falschen Grundsatz gezogen. Denn gesetzt, die Gesellschaft seie zu Grunde gerichtet, so folget deßwegen nicht, daß auch die Menschen, die selbe ausmachten, mußten vertilget werden. Die Gesellschaft ist eine Vereinigung der Menschen, und nicht die Menschen; der Bürger kann zu Grunde gehen, nicht aber der Mensch.

Aus dem Rechte bei der Eroberung zu tödten, haben die Politiker ein anderes Recht geschmiedet, nemlich in die Knechtschaft zu versetzen; allein die Folgerung ist eben so schlecht gegründet, als der Hauptsatz. Man hat kein Recht jemand in die Knechtschaft zu versetzen, ausser es sei nothwendig um die Eroberung zu erhalten.

Die Knechtschaft kann nothwendig sein; allein es ist gegen ihre Natur, daß sie ewig dauern solle. Also muß ein Eroberer, der ein Volk in die Knechtschaft gebracht, allzeit demselben Mittel übrig lassen, wodurch es dieselbe verlassen kann.

Eine Eroberung kann die schädlichste Vorurtheile zerstöhren. Was Gutes konnten die Spanier nicht den Mexikanern erweisen? Sie konnten ihnen eine sanfte Religion beibringen; sie brachten ihnen eine wüthende Religion: sie konnten die Sklaven frei machen; und sie machten Freie zu Sklaven: sie konnten sie aufklären über den Mißbrauch der Menschenopfer; anstatt dessen wurden sie vertilget.

Nichts könnte mehr die Eroberungssucht der Fürsten zu entfernten Ländern zurückhalten, als das Beispiel der Portugiesen und Spanier; Ein Theil wurde aus den Ländern verjaget, die sie erobert hatten; der andere machte alles zu Wüsteneien, und auch sogar ihr eigenes Vaterland.

Ein solcher eroberter würde noch dabei Vortheil haben, wenn die Eroberung nicht verheerte. Eine Regierungsform, die auf jenen Punkt gekommen ist, wo sie sich selbst nicht verbessern kann, verliehret nicht viel, wenn sie gänzlich umgegossen wird. Ein Eroberer, der zu einem Volke kömmt, wo der Reiche durch tausend Betrügereien und Kunstgriffe Mißbräuche ausübet; wo der Unglückliche, der glaubet, daß die Mißbräuche von den Gesetzen herrühren, in der Unterdrückung schmachtet, und vermuthet, daß er sie mit Unrecht fühle; alsdenn kann der Eroberer alles zertrennen, und die taube Tirannei ist der erste Gegenstand, den man zernichtet.

Bei Eroberungen ist es nicht genug, daß man dem überwundenen Volke seine Gesetze lasse; es ist vielleicht nothwendiger, daß man dasselbe seine alte Sitten beibehalten lasse; denn ein Volk kennet, liebet und vertheidiget allzeit mehr seine Sitten, als seine Gesetze.

Eroberungen sind leicht zu machen, weil man alle seine Macht dazu verwendet; es ist aber schwehr das eroberte beizubehalten, weil man selbes nicht anderst erhalten kann, ausser es werde mit einem Theil der Macht beschützet.

Dies muß nothwendig der Zustand einer Monarchie sein, die Eroberungen macht: überaus grosse Schwelgerei in dem Hauptorte, Elend in den entfernten Provinzen, Ueberfluß in den äussersten. Dieser Zustand gleichet unserm Planeten; das Feuer befindet sich in dem Mittelpunkt, die Oberfläche zieret das Grüne, und zwischen diesen beiden ist ein trockenes, kaltes und unfruchtbares Erdreich.

Man kann das Eroberungsrecht erklären als ein nothwendiges, gegründetes und unglückliches Recht, welches allzeit eine ungeheure Summe zu bezahlen zurück läßt, um sich gegen die menschliche Natur bezahlt zu machen.

XI. Kapitel.

Von dem Klima.

Das Reich des Klima ist das erste unter allen Reichen.

Eine kalte Luft stärket die Nahrung und Macht der Fibern. Eine warme und schwüle Luft macht sie, im Gegentheile, schlaff. Sehr starke Fibern müssen die herrlichste Wirkungen machen; zum Beispiele, mehr Vertrauen auf sich selbst, das ist, mehr Herzhaftigkeit; mehr Kenntniß der Ueberlegenheit, das ist, weniger Begierde nach Rach; mehr Ueberzeugung von der Sicherheit, das ist, mehr Freiheit, weniger Muthmassungen politischer Ränken und Betrügereien.

Gleichwie man das Klima nach den Graden der Breite unterscheidet, so könnte man dasselbe auch, auf eine gewisse Art, nach den Graden der Empfindsamkeit unterscheiden. In kalten Gegenden hat man weniger Empfindung für das Vergnügen, die unter einem gemässigten Erdstriche schon grösser ist, und in einem hitzigen Lande steigt diese Empfindung auf den höchsten Grad.

In den nordischen Gegenden, ist das phisische der Liebe stark, um sich empfindbar zu machen; unter einem gemässigten Himmelsstriche, wo die Liebe mit tausend Zusätzen verknüpfet ist, macht sie sich durch Dinge angenehm, die im Anfange scheinen, sie selbst zu sein, das sie doch nicht sind; unter einem sehr hitzigen Himmelsstriche, liebet man die Liebe, wegen ihr selbst; sie ist die einzige Ursache des Glückes, sie ist das Leben.

Man findet in nordischen Gegenden Völker, die wenig Laster haben, und viel Tugend, Aufrichtigkeit und Freimüthigkeit besitzen; nähert man sich den südlichen Gegenden, so glaubet man sich von der Moral zu entfernen. In gemässigten Gegenden siehet man Völker, die unbeständig in ihren Gewohnheiten, wie in ihren Tugenden und Lastern sind: das Klima hat hier nicht genug Einfluß, um ihren Charakter fest zu machen.

Gleichwie eine gute Erziehung den Kindern mehr nothwendig ist, als denjenigen, welche schon ein reifes Alter erreichet haben; auf gleiche Art bedürfen morgenländische Völker eines weisern Gesetzgebers, als die unsrige. Je leichter und stärker man gerühret ist, desto zuträglicher ist's auf eine gute Art zu sein, keine Vorurtheile anzunehmen, und durch die Vernunft geleitet zu werden.

Um die Trägheit, die das Klima verursachet, zu vertreiben, müssen die Gesetze alle Mittel aus dem Wege räumen, welche den Unterhalt ohne Arbeit verschaffen; aber in unserm südlichen Europa thut man gerade das Gegentheil; man räumet jenen, die müssig sein wollen, Plätze ein, um ein spekulatives Leben führen zu können; alda häuffen sich grosse Reichthümer.

Die Lust zum Trunk ist in allen Gegenden des Erdbodens anzutreffen, nach Verhältniß der Kälte und Feuchtigkeit des Klima.

Das schöne Geschlecht ist in den warmen Ländern im achten, neunten und zehenten Jahre mannbar; ihre Kindheit und Mannbarkeit grenzen sehr nahe zusammen: im zwanzigsten Jahre sind sie schon alt; der Verstand und die Schönheit findet man bei ihnen niemal gepaart. Wenn die Schönheit ihre Zauberkunst spielet, liegt der Verstand noch in der Wiege; wenn der Verstand anfängt zu herrschen, ist die Schönheit verwelket. Die Weiber müssen also in der Abhängigkeit leben, und das einfältigste dabei ist, die Einführung der Vielweiberei.

In gemässigten Gegenden erhalten sich die Reitze des schönen Geschlechts besser, ihre Männer werden fast mit ihnen alt. Man mußte also eine Gattung von Gleichheit zwischen beiden Geschlechtern

einführen, und folglich das Gesetz, nur ein Weib zu haben.

Das Gesetz also, das einem Manne nur ein Weib gestattet, ist nach den phisischen Verhältnissen des europäischen Klimas abgefaßt, nicht aber nach jenen des warmen Asiens. Dies ist die Ursach, warum sich die mahumetanische Religion in Asien so leicht ausgebreitet hat, und nicht in Europa; daß sich die christliche Religion in Europa fest hält, und in Asien zerstöhret worden; und daß endlich die Mahumetaner so grossen Fortgang in China machen, und die Christen nicht.

Nicht allein die Vielweiberei erfordert, daß man selbe im Harem verschliesse, sondern auch das Klima. Jene, welche die Abscheulichkeiten, die Verbrechen, die Untreue, die Vergifftungen, die Meuchelmorde lesen, die die Freiheit der Weiber in Goa, und in den portugiesischen Besitzungen in Indien hervorgebracht, wo die Religion nur ein Weib zuläßt, und wenn man selbe vergleichet mit der Unschuld und Sittenfrömmigkeit der Weiber in der Türkei, in Persien, in dem mogolischen Reiche, in China und Japan, so werden sie sehen, daß es zuweilen eben so nothwendig ist, sie von aller männlichen Gesellschaft zu trennen, wo man nur eine hat, als wenn man mehrere hat; Das Klima muß über solche Dinge das Urtheil fällen.

Was würde es nützen in unsern nördlichen Ländern die Weiber einzuschliessen, wo ihre Sitten schon von Natur aus gut sind, wo ihre Leidenschaften beruhigt, weniger thätig und spitzfindig sind; wo die Liebe also das Herz beherrschet, daß es nur sehr wenige Polizei brauchet, um dasselbe zu lenken?

Glückselig lebt man unter jenen Himmelsstrichen, wo man sich wechselseitig einander mittheilet, wo das Geschlecht, das die meiste Reitze besitzet, die Gesellschaft auszuschmücken scheinet, wo die Frauen dem Vergnügen eines einzigen sich aufbehalten, und dennoch allen zur Aufmunterung dienen.

Die Völker des nördlichen Europens haben sich zu freien Leuten gemacht, und die Völker des nördlichen Asiens zu Sklaven, und nur ein Feldherr besiegte sie.

In dem nördlichen Europa bilden sich beherzte Völker, die ihr Vaterland verlassen, damit sie Tirannen und Sklaven zerstöhren, und die Menschen lehren, daß die Natur alle gleich gemacht habe, daß die Vernunft sie nicht habe abhängig machen können, als zu ihrem Glück.

Selbst das Klima macht die Vergnügungen der Völker verschieden. Gleichwie die heissen Gegenden sehr viel der angenehmsten Früchte hervorbringen, so

so verwendeten die Barbaren, die es für nothwendig befanden, sehr viel Zeit auf das zerstreuende Vergnügen. Die Indianer, in den kalten Gegenden haben nicht so viel Musse; sie fischen und jagen immerhin, man findet bei ihnen nicht viel Tänze, Musik und festliche Tage.

Es giebt solche Erdstriche, wo die physische Verhältnisse so mächtig sind, daß die Moral fast nichts ausrichten kann; man lasse dort einen Mann zu einer Frau, die Versüchungen werden zum Falle bringen, der Angriff ist sicher, und Widerstand ist keiner. In solchen Ländern müssen anstatt Gebothe Riegel sein.

XII. Kapitel.

Von der Bevölkerung.

Wie wenig ist die Welt bevölkert in Vergleichung mit den vorigen Zeiten? Wie hat die Natur ihre erstaunenswürdige Fruchtbarkeit verliehren können? Ist sie vielleicht schon in ihrem Alter, und fällt sie in eine Schlaffigkeit?

Durchlaufe man den ganzen Erdkreis, und allenthalben findet sich dieser Zerfall: man glaubet die

Verwüstungen der Pest und des Hungers zu sehen. Nach der genauesten Berechnung, die man nur immer über diesen Gegenstand machen kann, findet man mit grosser Mühe blos den fünfzigsten Theil von Menschen, als zu Zeiten des Julius Cäsar. Das erstaunungswürdigste hiebei ist, daß sich die Welt immer mehr entvölkert; und wenn dieses fortdauert, so ist in zehn Jahrhunderten die Welt eine Einöde.

Betrachte man die schröckliche Katastrophe, die sich in der Welt ereignet hat, und zwar so unmerkbar, daß man sie kaum mit grosser Mühe wahrgenommen hat, und in dem Laufe so vieler Jahrhunderte: dies bezeichnet ein inwendiges Verderbniß, ein heimliches Gift, eine Schlaffigkeit, die die menschliche Natur verderbet.

Die Welt ist ansteckend, auch die Luft ist es: die Astronomen sind Augenzeugen von allen den Veränderungen, die Wirkungen der allgemeinen Bewegungen der Materie sind. Die Erde ist eben jenen Gesetzen der Bewegung, wie andere Planeten unterworfen: es ist in ihrem Inwendigen ein immerwährender Streit in den Grundgesetzen: das Meer und die Erde scheinen einen ewigen Krieg mit einander zu haben; jeder Augenblick bringt eine neue Verbindung hervor. Die Menschen, die auf einem so veränderlichen Wohnplatze sind,

müssen sich ebenfalls in einem gleichveränderlichen Zustande befinden. Hundert tausend Ursachen können wirken, wovon die geringste ihn zerstöhren kann, oder der beste Grund denselben vermehren, oder vermindern kann. Die Geschichte, strotzet von dergleichen allgemeinen Seuchen, die von Zeit zu Zeit den Erdboden wüste gemacht haben.

Die Grundsätze der Religion haben sehr grossen Einfluß auf die Fortpflanzung des Menschengeschlechts; bisweilen muntern sie selbe auf, wie bei den Juden, Mahumetanern, Guebern, Chinesern; bisweilen sind sie etwas entgegen, wie bei den Christen. (*).

Die Enthaltsamkeit der Geistlichen vernichtet mehr Menschen, als die blutigste Kriege jemals gethan haben. Man siehet ewige Familien, wo niemand gebohren wird, die sich auf Kosten der andern erhalten. Diese Häuser stehen immer offen, wie ein grundloser Schlund, den künftigen Nachwuchs zu verschlingen.

(*) Wer es fassen kann, der fasse es ist kein Geboth, Christuslehre gebiethet ja das Cölibat nicht. Und sind die zahllosen Armeen unserer Fürsten nicht ein grösseres Hinderniß? Man sorge erstlich für die Glückseligkeit der Völker, und die Bevölkerung ist die sicherste Wirkung.

Man muß gar nicht erstaunen, wenn man bei uns so viele Ehen und eine so kleine Zahl der Bürger sieht; die gänzliche Ehescheidung ist abgethan, übelgerathene Ehen verbessern sich nicht mehr. Wenn zwei Personen mit einander vermählet, wovon die eine untüchtig ist zur Fortpflanzung, seie es nun aus Schuld ihres Temperaments, oder ihres Alters, so verschlinget sie die andere Hälfte, und machet sie eben so unnützlich, wie sie selbsten ist.

Kaum ist man drei Jahre vermählet, wird schon das Wesentliche davon hintangesetzt. Man lebet dreissig Jahre mit einander in Kälte.

Es entstehen heimliche Trennungen, die vielleicht so groß und noch schädlicher sind, als wenn sie öffentlich wären. Jeder Theil lebet und bleibet für sich, und dies auf Kosten des künftigen Nachwuchses. Sobald der Mann eine Abneigung zu seiner Frau, an die er ewig gebunden ist, fühlet, überläßt er sich der schändlichen Abwechslung, die der Gesellschaft entgegen ist, wobei er, ohne den Zweck der Natur zu erfüllen, blos sein Vergnügen suchet.

Die öffentliche Enthaltsamkeit ist natürlich mit der Fortpflanzung seines Geschlechts verbunden.

Bei der Verheerung von Amerika, haben die

Spanier die Plätze der alten Innwohner eingenommen, und sie konnten selbe nicht wieder bevölkern; im Gegentheil durch einen widrigen Zufall, den man besser eine Strafe der göttlichen Gerechtigkeit nennen kann, geschah's, daß sich diese Ungeheuer selbst von Tag zu Tag aufrieben.

Wenn ein Land öde liegt, ist dies ein Vorurtheil eines besondern Fehlers in der Natur dieses Klima. Gleichfalls, wenn man die Menschen aus einer glücklichen Gegend hinwegnimmt, um sie in ein anders gleiches Land zu verschicken, thut man gemeiniglich das Gegentheil von dem, was man sich vorgenommen hat. Regenten dürfen niemals denken, daß sie grosse Länder durch Kolonien bevölkern; wenn ihnen alles glücket, so vermehren sie ihre Macht nicht, sie vertheilen selbe nur.

Ein Geist der Eitelkeit hat bei den Europäern das ungerechte Recht der Erstgeburt eingeführet, das der Fortpflanzung so nachtheilig ist, indem ein Vater blos auf eines seiner Kindern aufmerksam ist, und um dessen Glück zu gründen, ist er den andern nachtheilig.

Die Menschen sind wie die Pflanzen, die niemals gut gedeihen, wenn sie nicht gut gewartet werden. Bei elenden Völkern verliehret sich die Art, und bisweilen artet selbe gänzlich aus.

Länder, worin man sich mit der Viehzucht nähret, sind wenig bevölkert, weil nur wenige ihren Unterhalt da finden; Fruchtländer sind mehr bevölkert, und die Weinländer am meisten.

Das Menschengeschlecht pflanzet sich sehr leicht in jenen Gegenden fort, wo Ueberfluß die Kinder nähret, ohne daß dabei die Substanz des Vaters geschmählert werde.

Eine sanfte Regierungsform trägt erstaunlich viel bei zur Fortpflanzung. Alle Republicken sind ein beständiger Beweis hievon.

Europa wird zur itzigen Zeit Mühe haben Gesetze zu machen, die die Fortpflanzung der Menschen begünstigen.

Immerwährende Vereinigungen kleiner Staaten haben die Zahl der Innwohner geschwächet. Ehemals war jedes Städtchen in Frankreich eine Hauptstadt, heut zu Tage ist es blos eine grosse: jeder Theil vom Staate war ein Mittelpunkt der Macht; nun dränget sich alles zu einem Mittelpunkt, und der Mittelpunkt ist so zu sagen, der Staat selbst.

Wenn ein Staat durch ausserordentliche Zufälle, als Krieg, Hunger, Pest, sich entvölkert befindet, hat er dennoch Hilfsquellen. Die Menschen,

welche noch übrig bleiben, können den Arbeitsgeist erhalten, und ihr erlittenes Elend kann sie sehr thätig machen. Das unheilbarste Uebel ist, wenn die Entvölkerung den Regenten zur Ursach hat, wenn inwendige Fehler dieselbe beschleunigen, wenn die Regierung übel bestellet ist. Die Menschen gehen da durch eine unfühlbare und immerdauernde Krankheit zu Grunde: gebohren im Unglück und Elend, in der Grausamkeit oder Vorurtheilen der Regierung, sehen sie sich zu Grunde gerichtet, oft ohne die Ursachen ihres Verderbens zu fühlen.

In Ländern, wo der Despotismus, oder die ausserordentliche Reichthümer der Klerisei fast alles öde macht, sind die Menschen muthlos, und nicht gewerbsam. Mit dem Strich Landes, wovon sich ein ganzes Volk ernähren soll, kann sich kaum eine Familie nähren.

In dieser Lage muß man jenen Familien Land austheilen, die keines haben; ihnen Mittel verschaffen, dasselbe zu bessern und anzubauen.

XIII. Kapitel.

Von der Ehe.

Das Weibchen bei den Thieren ist bei nahe beständig fruchtbar. Aber bei der Fortpflanzung der Menschen ist bald die Art zu denken, bald der Charakter, bald Leidenschaften, Phantasien, Kaprizen, der Gedanke die Schönheit zu erhalten, die Schwierigkeiten der Schwangerschaft, einer zahlreichen Famillie, welche die Fortpflanzung auf tausend Arten verhindern.

Die natürliche Pflicht, die der Vater hat, seine Kinder zu ernähren, hat die Ehe eingeführet, die jenen anzeiget, der diese Pflicht erfüllen soll.

Unerlaubte Verbindungen tragen wenig zur Bevölkerung bei. (*) Der Vater, der die Kinder ernähren und erziehen soll, ist nicht ordentlich daran

(*) Die Wahrheit dieses Satzes ist gleichsam mathematisch von einem der grösten Philosophen berechnet; aber selbst unsere Modephilosophen, die sich heisern gegen das Cölibat deklamieren, und immer Bevölkerung predigen, haben zu wenig Philosophie, um sich ordentlich zu trauen; Veränderung ist ihr Motto.

gebunden: die Mutter, der nun diese Pflicht bleibet, findet tausend Hindernisse, die entweder Schand, Gewissensbisse, Beschimpfung ihres Geschlechts, oder Strenge der Gesetze sind.

Es stehet dem Vater zu seine Kinder zu verehlichen; seine Klugheit wird in diesem Punkte alle andere Klugheit übertreffen. Die Natur flößt dem Vater eine Begierde ein, seine Kinder in der Nachkommenschaft zu sehen, wie er selbe von sich wünschte. Bei den verschiedenen Graden der Erstgeburth sehen sich die Väter unvermerkt der Zukunft näher.

Der Beifall der Väter gründet sich auf ihre Macht, das ist, auf dem Rechte des Eigenthums; er gründet sich noch ferner auf ihre Liebe, auf ihre Vernunft, auf die unsichere Einsicht der Kinder, weil dieses Alter gemeiniglich noch unwissend ist, und ihre Leidenschaften in einem Taumel sind.

Durchgehends, so bald zwo Personen ein Pläzgen haben, sich zu nähren, schliesset sich eine Ehe.

Die Ehe ist nur für diejenigen Qual, die mehr Gefühl für die unschuldige Vergnügen haben.

Je mehr man die Anzahl der Ehen, die geschehen könnten, vermindert, desto mehr verderbt man diejenigen, die sind: je weniger Leute unverheurathet sind, desto weniger Treue ist bei den Ehen.

Die Ehe ist in allen Ländern ein Kontrakt, den man mit verschiedenen Bedingnissen vermischen kann, und nur jene sind daraus verbannet, die den Gegenstand schwächen.

Die Ehe eines Sohns mit seiner [illegible]ehret alle Ordnung: der Sohn ist seiner Mutter die gröste Hochachtung schuldig; die Frau ist die gröste Hochachtung ihrem Manne schuldig; nun würde die Ehe des Sohns mit seiner Mutter ihren beidseitigen natürlichen Stand verändern. Die Natur setzet das weibliche Geschlecht frühzeitiger in den Stand, die Mutterschaft antreten zu können, beim männlichen Geschlecht ist die Fähigkeit später; wenn nun die Ehe zwischen dem Sohne und der Mutter erlaubt wäre, so würde gemeiniglich der Mann tüchtig sein, seine Ehepflichten zu erfüllen, wenn das Weib es schon längst nicht mehr wäre.

Der Abscheu gegen die Blutschande eines Bruders mit seiner Schwester, kömmt daher, weil die Väter und die Mütter die Sitten ihrer Kinder bewachet, und ihre Wohnungen rein erhalten haben.

Das Verboth geschwistrige Kinder zu heurathen, hat den nemlichen Ursprung. In den erstern Zeiten mußte nur ein sehr kleines Haus für eine grosse Familie sein. Die Kinder zweier Brüder,

oder geschwistrige Kinder, wurden betrachtet, und betrachteten auch sich selbst als Brüder. Die Entfernung, die zwischen Brüdern und Schwestern war, um eine Heurath schliessen zu können, war nun auch unter den Geschwistrigen. Diese Gründe sind so stark und natürlich, daß sie fast auf dem ganzen Erdboden gewirket haben, ohne einer Bekanntmachung.

XIV. Kapitel.

Von der Handlung.

Die Handlung stehet im Verhältniß mit der Regierungsform. In einer Monarchie gründet sie sich auf den Luxus, in einer Republik gemeiniglich auf die Oekonomie.

In einer Monarchie müssen die Gesetze die Handlung begünstigen, damit die Unterthanen, ohne sich zu Grunde zu richten, den immer neuen Auflagen des Fürsten und seines Hofes können Genüge leisten.

In einer Republik müssen die Gesetze, um

hinlängliche Bequemlichkeit verschaffen, daß er arbeiten kann, und jeden Reichen müssen sie in einen solchen Mittelstand versetzen, daß er seine Arbeit besorgen muß, um sich zu erhalten, und ferner etwas zu erwerben.

Ein Handlungsgeschäft biethet einem andern die Hand; das kleine dem mittelmässigen, und dieses dem grossen. Grosse Unternehmungen passen also für einen Staat, der durch den Handel der Oekonomie besteht, weilen sie hier mit den öffentlichen Geschäften untermischet sind.

In Monarchien sind grosse Geschäfte den Kaufleuten eben so verdächtig, als sie in den freien Staaten sicher scheinen. Grosse Unternehmungen in der Handlung sind nicht für Monarchien, sondern für republikanische Staaten.

Gesellschaften von Kaufleuten, die sich zu einem gewissen Handlungszweige verbinden, passen nicht für eine monarchische Regierung.

Die Natur solcher Gesellschaften ist durch ihre einzelne Reichthümer die allgemeine zu verstärken. Aber in Monarchien kann diese Verstärkung keinen Platz finden, ausser in den Händen des Regenten.

Es ist gegen den Handlungsgeist, daß der Adel in einer Monarchie die Handlung treibe. Es ist

gegen den Geist der Monarchie, daß der Adel allda die Handlung treibe.

Wenn man in Frankreich Gesetze findet, die den Adel zur Handlung aufmuntern, so ist es blos um den Adel herunter zu setzen, ohne einen Nutzen für die Handlung.

Die Verfassung dieses Landes ist sehr klug; die Kaufleute sind nicht adelich, aber sie können es werden; sie haben sicherere Mittel aus ihrem Stande auszutreten, als ihre Geschäfte gut, oder mit Glück zu machen; dies ist eine Sache, die durchgehends mit einem grossen Vermögen verknüpfet ist.

Die wahre Maxime ist, niemand von der Handlung auszuschliessen, ohne wichtige Ursachen. Diese Mitbewerbung giebt den Waaren einen billigen Preis, und führet das wahre Verhältniß zwischen ihnen ein.

Ein Staat muß sich niemal verbinden seine Waaren blos einer Nation zu verkaufen, blos unter dem Vorwande, daß selbe diese um einen gewissen Preis allzeit annehmen. Solche Bedingnisse gehen nur arme Nationen ein, die gerne die Hoffnung reich zu werden verliehren wollen, wenn sie nur ihrer Erhaltung versichert sind.

Die Reichthümer bestehen entweder in liegenden Gütern, oder in beweglichen. Jeder Staat hat seine eigene Grundstücke; aber bewegliche Güter, wie Geld, Wechsel, Schiffe, Kauffmannswaaren, hat die ganze Welt gemeinschaftlich; dasjenige Volk, das am meisten von solchen Sachen besitzet, ist das reicheste. Es kann auch solche Staaten geben, die so unglücklich sind, daß sie keinen Handel mit andern treiben können, und fast keine eigene Güter besitzen. Diese Staaten werden an allem Mangel haben, und sich nichts erwerben können.

Die Indianer waren es allzeit, und werden es verbleiben, was sie sind, in Rücksicht des Handels; und alle diejenige, die mit den Indianern handeln, werden das Geld dahin bringen, nichts aber davon zurück.

Die meisten Völker an der afrikanischen Küste sind entweder Wilde, oder Barbaren. Es herrschen bei ihnen weder Industrie, noch Künste; sie haben Ueberfluß an den kostbarsten Metallen. Alle polizierte Völker sind im Stande mit ihnen mit Vortheile zu handeln; sie bringen ihnen gegen ihre Kleinigkeiten eine grosse Hochachtung bei, und ziehen grossen Gewinn davon.

Wo die Handlung eingeführet ist, da sind auch Niederlagsörter. Der Staat muß gleichgültig sein,

so wohl gegen den Handel, als den Niederlagsort, besorgen aber muß er, daß sich diese beide Dinge nicht durchkreuzen; und so wird allda die Handlung die völlige Freiheit geniessen.

Wenn die Handlung von Eroberern gestöhret, oder von Monarchen gekränkt wird, fliehet sie von dannen, und begiebt sich dahin, wo sie frei athmen kann. Sie blühet in unsern Tagen da, wo man nichts als Wüsten, Meer und Felsen sieht.

Die Geschichte der Handlung, ist nichts anders als die Geschichte der Kommunikation der Völker. Ihre verschiedene Abnahme, die Ebbe und Fluth der Bevölkerung und Verheerung, geben manchen wichtigen Begebenheiten den Ausschlag.

Die Handlung heilet die verheerende Vorurtheile. Ueberhaupt sind da sanftere Sitten, wo die Handlung blühet; und wo sanftere Sitten sind, da blühet auch die Handlung.

Eine natürliche Wirkung des Handels ist, des Friedens zu geniessen. Wenn aber schon der Handlungsgeist Nationen mit einander vereiniget, so macht er doch diese Wirkung nicht bei einzelnen Personen. In Ländern, wo man aus allen Kräften auf die Handlung bedacht ist, da handelt man auch mit menschlichen Handlungen, und mit allen moralischen Tugenden.

Man kann sagen, daß die Handlungsgesetze die Sitten vervollkommen, gleichwie man behaupten kann, daß sie die Sitten verderben. Die Handlung verderbet reine Sitten; aber sie rûndet barbarische Sitten ab.

Der Handlungsgeist erzeuget in dem Menschen ein gewisses Gefûhl von einer strengen Gerechtigkeit, welches sich der Strassenrâuberei entgegensetzet, und jenen moralischen Tugenden, die uns bewegen, daß wir unser Interesse nicht mit Strenge untersuchen.

Je mehr ein Staat Menschen in sich enthâlt, desto mehr wird die Handlung blûhen, desto mehr wird sich die Zahl der Menschen vermehren. Diese beide Stûcke biethen sich wechselseitig die Hânde, und helfen einander auf.

Wenn blos Leute genug sind, das Erdreich anzubauen, so kann die Handlung nicht empor kommen; und weil man das hôchstnothwendige hat, um den Handel treiben zu kônnen, so muß der Ackerbau unterbleiben, das ist, beide werden zur gleichen Zeit nur feuchte sein; indem die Verwendung auf einen Gegenstand allzeit auf Kosten des andern geschieht.

Staaten, die ihre Existenz der Handlung zu verdanken

verdanken haben, können lange Zeit in ihrem Mittelstande aushalten; aber ihre Grösse ist von kurzer Dauer.

XV. Kapitel.

Von dem Geld.

Das Geld, dieses für den Handel so nützliche Metall, ist die Grundlage der grossen Handlung der Welt, wie die Waaren selbst.

Gold und Silber sind ein eingebildeter Reichthum, oder Zeichen. Diese Zeichen sind sehr dauerhaft, und verderben sich wenig, wie es ihre Natur ist. Je mehr sie sich vermehren, desto mehr verliehren sie von ihrem Werthe, weil sie weniger Dinge vorstellen.

Gleichwie das Geld das Zeichen einer Sache ist, und dieselbe vorstellet, so ist jedes Ding ein Zeichen des Gelds, und stellet selbiges vor. Ein Staat ist glücklich, wenn ihm das Geld viele Dinge vorstellet, oder wenn bei demselben viele Dinge das Geld vorstellen.

Eine grosse Summe Gold und Silber ist vortheilhaft, weil man dieses Metall so gut als Waaren betrachtet: an sich selbsten ist es dies nicht, als wenn man dies willkührliche Zeichen dafür annimmt.

Das Geld, als ein Metall betrachtet, hat seinen innern Werth, wie andere Waaren. Das Silber als eine Münz, hat den Werth, den ihm ein Fürst bestimmt.

Weil polizierte Nationen die Herrn spielen, vermehret sich Gold und Silber täglich, seie es, daß sie es an sich ziehen, oder aus dem Innern der Erde herausgraben. Es vermindert sich aber, wenn barbarische Nationen Herrn davon sind.

Der Geitzige ist auf Gold und Silber bedacht, nicht als wenn er dasselbe verbrauchen wollte, sondern weil sich diese Zeichen selbst nicht verzehren. Er trägt mehrere Rücksicht auf das Gold, als auf das Silber, weil er immer fürchtet, dasselbe zu verliehren, und weil er die kleinere Masse des Goldes ehender verbergen kann. Das Gold verschwindet, wenn das Silber gemein ist, weil es jeder alsdenn verbirgt; es kömmt aber wieder zum Vorschein, wenn das Silber rar ist, weil die Nothwendigkeit es aus den Küsten herausziehet.

Gleichwie das Gold gemein ist, da das Silber selten ist, so ist das Gold selten, wenn das Silber gemein ist.

In einem kleinen Staate, wo man das ganze Volk als eine Familie betrachtet, kann man das Geld entbehren. Aber in grossen Gesellschaften fordert die Zahl, die Abänderung, die Schwierigkeiten, die Wichtigkeit der Geschäfte, die Leichtigkeit des Kaufs, der Verzug in Wechseln, ein allgemeines Maaß. Wer seine Macht erheben will, oder dieselbe beschützen, der muß dasjenige haben, was die Menschen für eine Macht anerkennen.

Wenn ein Volk mit sehr vielen Waaren handelt, muß es nothwendig eine Münze haben, weil dies Metall, das leicht mitzuführen ist, sehr viele Kosten ersparet, welche man sonst haben würde, wenn man immer die Waaren austauschte.

Die Münze ist ein Zeichen, das den Werth aller Waaren vorstellet. Nichts soll weniger abgeändert werden, als die Münze, indem sie das allgemeine Maaß von allem ist.

Gleichwie das Geld ein Zeichen des Werths der Waaren ist, so ist das Papier ein Zeichen des Werths des Geldes.

Es ist eine schöne Handlung sein Geld jemand zu leihen, ohne Interesse; allein dies kann nur die Religion anrathen, und nicht ein bürgerliches Gesetz.

Derjenige zahlt minder, sagt Ulpian, der zu spät zahlt. Dieses entscheidet die Frage, ob das Interesse billig seie, das ist, ob der Gläubiger die Zeit verkauffen und der Schuldner selbe kauffen könne.

XVI. Kapitel.

Von dem Luxus.

Der Luxus stehet meistens in einer Mißverhältniß mit den Glücksumständen. Wenn in einem Staate die Reichthümer gleich eingetheilet sind, wird sich da gewiß kein Luxus einfinden; denn er gründet sich blos auf die Bequemlichkeiten, die man sich durch die Arbeit anderer verschaft.

Der Luxus beobachtet ein Verhältniß mit der Grösse der Städten, und überhaupt mit einer Hauptstadt. Je mehr sich Menschen allda versammeln, desto mehr sind sie eitel, desto mehr Anwandlungen haben sie sich durch Sächelchen von einander zu unterscheiden. Wenn sie in so grosser Zahl beisammen wohnen, daß einer den andern nicht kennet, verdoppelt sich diese Versuchung, weil sie mehr Hoffnung haben in ihrem

Vorhaben glücklich zu sein: jeder nimt sich einen Prunk, der seinen Stand übersteigt; anstatt sich zu unterscheiden, wird alles gleich; gleichwie sich jeder auszeichnen will, daß man ihn besonders beobachte, so beobachtet man in diesem Punkte niemand.

Nach dem Maase, womit der Luxus in einer Republik steiget, nach eben demselben wendet sich der Geist zu dem Privatreichthum. Es giebt Leute, die nichts bedürfen, als das nothwendigste, sie sind nur für den Ruhm des Vaterlandes, und ihrer Ehre lüstern. Aber eine durch den Luxus verdorbene Seele fühlet andere Begierden.

Weil durch die innern Verfassungen der Monarchien die Reichthümer ungleich vertheilet sind, so muß allda Luxus sein. Wenn die Reichen hier nicht verschwendeten, müßte der Arme vor Hunger sterben. (*)

(*) Der Luxus nähret hundert Arme in unsern Städten, und macht, daß hunderttausend Landleute zu Grunde gehen. Dem Landmann mangelt Kleidung, weil der andere sich mit Borden bebrämet; die Küche muß mit wollüstigen Säften versehen sein, daher mangelt dem andern die Suppe; kostbare Getränke müssen die Tafel schmücken, und der Landmann hat zur Labung des Durstes blos Wasser, sagt Rousseau.

Also muß in einem monarchischen Staate, der sich erhält, der Luxus sich stufenweise erheben, vom Bauern zum Künstler, zum Handelsmann, zum Adelichen, zum Magistrat, zum Minister, zum Fürsten, ohne das würde alles verlohren sein. (*)

Republiken nehmen ihr End durch den Luxus, und Monarchien durch die Armuth.

Die Wirkungen des Handels sind die Reichthümer, und die Folge dieser, der Luxus; und dessen Wirkung die Vervollkommung der Künste. Dies würde die Geschichte der Handlung und des Luxus sein.

Wenn man in einem Reiche, nur jene Künste duldete, die zum Ackerbaue höchst nothwendig sind, und jene daraus verbannte, die zum Vergnügen dienen, würde gewiß dieser Staat der elendeste auf der Welt sein.

(*) In den Schriften der Klassiker findet man weder Lob der Reichthümer, weder Apologie des Luxus. Heinrich der IV., gewiß ein sehr kluger Regent, betrachtete den Luxus als den Vorbothen des Untergangs eines Staates, er suchte selben einzuschrenken, und als er sahe, daß seine Edikte nicht beobachtet wurden, welche Gold und Silber auf den Kleidern zu tragen verbothen, setzte er hinzu: „Ausgenommen Huren und Spitzbuben, denen wir die Ehre nicht erweisen, auf ihr Betragen aufmerksam zu sein. Der Luxus ist also nichts weniger, als die Stütze eines Staats.

Damit ein Regent mächtig seie, müssen seine Unterthanen in Vergnügungen leben; er muß sich bemühen ihnen allen möglichen Ueberfluß zu verschaffen, sie mit allen Lebensbedürfnissen versehen.

In Engelland bringt das Erdreich mehr Getreide hervor, als für die Ackersleute und Kaufleute nothwendig ist. Man findet hier auch eitle Künste, und folglich Luxus. In Frankreich wächst genug Getreid für den Landmann und den Manufakturisten. Der Handel mit den Fremden verschaft ihnen für Tändeleien so viele Nothwendigkeiten, daß man nicht weniger den Luxus befürchten darf.

In China, im Gegentheile, sind die Weiber so fruchtbar, und die Menschen vermehren sich dergestalten, daß auch das beste und kultivierteste Land kaum hinreichet sie zu nähren. Hier ist der Luxus verderblich; weßwegen man sich auf die nothwendige Künste legen muß, und jene des Luxus vermeiden.

„ Unser Luxus ist so groß, sagt ein chinesischer Autor, daß das Volk die Schuhe der Kinder mit Borden verbrämet, welche er genöthiget ist zu verkauffen. Da so viele Menschen beschäftiget sind, Kleider für einen einzigen zu machen; ist dies nicht die Quelle, daß es vielen an Kleidern mangelt?

XVII. Kapitel.

Von den Auflagen.

Das Einkommen des Staats ist ein Theil der Güter, welche Bürger besitzen, damit man die Sicherheit geniessen, und sich derselben freuen könne. Um dies Einkommen zu bestimmen, muß man die Nothwendigkeiten des Staats und des Bürgers überlegen.

Wenn in einem Staate alles Bürger ist, daß jeder ein Stück Landes und der Fürst die Oberherrschaft darüber hat, kann man Auflagen auf die Personen, oder auf das Erdreich, oder die Waaren legen, auch auf zwei davon, oder auf alle drei zugleich. Auflagen auf die Kaufmannswaaren, fühlet man am wenigsten.

Bei gemässigten Regierungen ist man von der Schwehre der Auflagen schadlosgehalten, durch die Freiheit. In despotischen Staaten hat man zur Vergeltung für die Freiheit, daß die Auflagen nur mittelmässig sind.

In Republiken kann man die Auflagen vermehren, weil jeder Bürger glaubet, daß er selbe sich

selbsten zahle, und dieses thut er also herzlich gern. In Monarchien kann man die Auflagen vermehren, weil eine gemässigte Regierung dem Unterthan Reichthümer verschaffen kann; dies ist wie eine Belohnung für den Regenten, in Rücksicht der Hochachtung, die er für die Gesetze hat.

In Monarchien sind die Auflagen, der einzige Reichthum, der den Luxus einführen kann, und der einzige Reichthum, den er verschlingen kann.

Die Kopfsteuer passet mehr für die Sklaverei, und der Waarenzoll für die Freiheit. Diese letztere Auflage, da sie der Käufer bezahlet hat, weil der Kaufmann selbe zuvor giebt, ist ein Vorschub, den der Kaufmann dem Käufer schon gemacht hat.

Die Freiheit hat ausserordentliche Auflagen zum Vorschein gebracht; aber die Wirkung davon war anstatt derselben die Knechtschaft, und diese zeugte eine Verminderung der Auflagen.

Die Monarchien in Asien machen keine andere Edikten bekannt, als jene, die jährlich einige Provinzen von den Abgaben frei sprechen. Die Erklärung und Kundmachung ihres Willens ist allzeit Wohlthat. Aber in Europa bestürzet jedes Edikt schon den Unterthan, bevor er dasselbe gesehen hat, weil unsere Regenten immer von ihren Sorgen sprechen, niemal aber von den unsrigen.

Dies sind nur eingebildete Sorgen des Staats, was Leidenschaften und Schwachheiten derjenigen befehlen, die das Ruder führen, es ist ein kranker Wille einer eiteln Ehre, eine gewisse Ohnmacht des Geistes gegen die Phantasien. Es kömmt nicht darauf an, daß es das Volk geben kann, wenn man die öffentliche Staatseinkommen berechnet, sondern was es geben muß.

Die Maxime der grossen orientalischen Reiche, die Abgaben den Provinzen, die selbe gegeben haben, zurück zu schicken, hat bisweilen in monarchischen Staaten Platz; aber sie beschwehret mehr, als wenn sie nicht wäre: Um eine Stadt zu erleichtern, die nicht gut bezahlt, sucht man eine andere, die besser bezahlt; der erstern hilft man nicht auf, und die andere wird verdorben. Das Volk wird von der Nothwendigkeit zu zahlen, und der Furcht der Erpressung in die Verzweiflung gebracht; die Gefahr zu zahlen, und die Furcht überladen zu werden, foltern selbiges.

Daß einige Bürger nicht genug bezahlen, ist das Uebel weiter nicht groß; ihr Platz kömmt allemal an das Publikum zurück. Wenn etliche einzelne Bürger zu viel bezahlen, wendet sich ihr Zerfall gegen das Publikum.

In keinen Staaten trägt man mehr Sorgfalt,

Auflagen zu erheben, als in jenen, die sich selbst schwächen; anstatt daß man die Verwaltungen vermehren sollte, ist man weniger im Stand selbe zu besolden.

Desto mehr sind die Unterthanen arm, je zahlreicher die Familien sind. Je mehr man mit Auflagen beschwehret ist, desto mehr bemühet man sich selbe zu zahlen; dies sind zwei Sophismen, die allzeit die Monarchien in das Verderben stürzen.

Die Verwaltung über die Einkünfte, gleichet einer Haushaltung eines guten Hausvaters, der mit Oekonomie von sich selbsten die Steuer aufhebt, nach dem Maase seiner Einkünften.

Durch die Verwaltung ersparet der Regent dem Staate die ungeheure Vortheile der Pachter, die den Staat arm machen; er ersparet dem Volke den Auftritt eines gählingen Glückes, der ihm blos zur Qual ist. Durch die Verwaltung gehet das aufgehobene Geld nur durch wenig Hände, es gehet geradezu an den Regenten, und von diesem wieder an das Volk.

Die monarchische Geschichten sind voll von Uebeln, welche die Pachter verursachet haben. Alles ist verlohren, weil die gewinnsüchtige Profession der Pachter durch ihre Reichthümer derselben Ehre verschaffet; alle andere Staaten haben eine

Abneigung dagegen; die Ehre verliehret ihre Hochachtung, langsame und natürliche Mittel sich zu unterscheiden, rühren nicht mehr.

Jede Kunst hat ihr Loos; jene aber die Tributen zu entheben, haben zu ihrem Loos die Reichthümer; und die Belohnung der Reichthümer sind die Reichthümer selbst. Der Ruhm und die Ehre sind für den Adel, der nichts kennet, nichts sieht, nichts fühlet von der wahren Ehre, blos Ehre, blos Ruhm. Hochachtung und Ehrbezeugung kommen jenen Ministern und Magistraten zu, die nichts finden als Arbeit bei der Arbeit, die Tag und Nacht für das Wohl des Staats wachen.

Die Gesetze müssen eine Ordnung machen, in der Art, die Tributen zu heben, die aber nicht schwehrer sein soll, als die Last selbst.

Die schehre Last der Verwaltungen machet anfänglich viele Arbeit; und die zu gehäufte Arbeit zeuget den Geist der Trägheit.

Die öffentliche Geldeinnahm zerstöhret die Handlung durch ihre Ungerechtigkeiten, Neckereien, durch das Uebermaaß, das sie auflegt, durch neue Beschwehrnisse und Formalitäten, die sie fordert.

XVIII. Kapitel.

Von der Moral.

Die Menschen sind, im einzelnen betrachtet, böse, überhaupt aber sind sie tugendhaft; sie lieben die Moral.

Die Tugend ist keine Sache die erkauft werden muß. Man darf sie nicht als eine verdrießliche Uebung betrachten.

Es giebt Leute, bei denen die Tugend etwas so natürliches ist, daß sie sich kaum selbsten empfindet. Sie verrichten ihre Pflichten ohne den geringsten Zwang, und sie handeln gleichsam als von einem Instinkt angetrieben. Es scheinet, als wenn ihre schöne Eigenschaften nicht in der Seele gegründet wären. Diese Leute werden geliebet, nicht aber jene tugendhafte, die selbst erstaunen, daß sie es sind.

Wenn kein Gott wäre, so müßten wir dennoch allzeit die Gerechtigkeit lieben, das ist, wir müßten aus allen Kräften trachten diesem Wesen ähnlich zu werden, von dem wir so herrliche Begriffe haben, und dieser muß nothwendig gerecht sein.

Die Gerechtigkeit ist ein Verhältniß der Billigkeit,

welche sich würklich zwischen zwei Dingen befindet. Diese Verhältniß ist allzeit dieselbe; es ist aber wahr, daß die Menschen selbe nicht allzeit einsehen. Bisweilen entfernen sie selbe von sich, weil sie selbe einsehen, ihr eigenes Interesse sehen sie besser. Die Gerechtigkeit erhebet ihre Stimme; aber kaum wird sie bei dem Tumulte der Leidenschaften gehöret.

Die Gerechtigkeit ist ewig, und hängt nicht von menschlichen Verträgen ab; und wenn sie davon abhienge, wäre dies eine erschröckliche Wahrheit, man müßte sich von sich selbsten trennen.

Wir sind von den Menschen umgeben, mehr als von uns selbsten; sie können uns auf tausend verschiedene Arten schaden, und mehrmal können sie es ungestraft thun. Welche Ruh für uns, da wir wissen, daß in den Herzen dieser Menschen ein Grundsatz eingegraben seie, der für uns streitet, und uns in Stand setzet ihre Unternehmungen zu wissen! Ohne dieses würden wir in einer immerwährenden Furcht sein; wir würden vor den Menschen erscheinen, wie vor den Löwen, wir würden nicht einen einzigen Augenblick für unser Leben in Sicherheit stehen, unsere Güter, unsere Ehre würden immer in der Gefahr schweben.

Wenn sich der Mensch erforschet, welch Vergnügen ist es nicht für ihn, da er sein gerechtes

Herz erblicket! Dieses Vergnügen, so streng es ist, muß ihn entzücken: er sieht sein Wesen erhoben über andere, die nicht so sind, er sieht sich selbsten weit über Tiger und Bären erhoben.

Gerecht sein für andere, ist ein Liebesdienst für uns. Die Ungerechtigkeit ist eine sehr üble Haushälterin, sie hält nicht alles, was sie verspricht. Um ein rechtschaffener Mann zu sein, muß man die Absicht haben, es zu sein.

Unsere Seele fühlet das gröste Vergnügen über andere zu herrschen, diejenige, welche das Gute lieben, lieben so sehr sich selbsten, daß niemand ist, wenn er auch der unglücklichste ist, der ein Mißtrauen auf seine gute Absichten setzte; und in der That, unsere Handlungen sind mit so vielen Nebensachen verknüpfet, daß es tausendmal leichter ist gutes zu thun, als das Gute, gut thun.

Jeder Mensch ist fähig dem andern Gutes zu erweisen; allein nichts macht mehr der Gottheit selbsten ähnlich werden, als eine ganze Gesellschaft beglücken.

Die Eigenliebe, die Liebe zur Selbsterhaltung ändert sich so manchfaltig, handelt durch solche sich entgegengesetzte Grundsätze, daß sie uns bisweilen nöthiget unser Wesen aus Liebe zu unserm Wesen aufzuopfern; durch einen natürlichen und dunkeln Instinkt angetrieben, das Leben zu endigen,

beweiset, daß wir uns selbst mehr lieben, als unser Leben selbst.

Die Ehrbegierde ist gar nicht unterschieden von jenem Instinkt, den alle Geschöpfe haben für ihre Erhaltung. Es scheinet, als wenn wir unser Leben verlängern, da wir unser Andenken der Nachkommenschaft überliefern. Dieses neue Leben kömmt uns eben so theuer zu stehen, als jenes, das uns der Himmel gab. (*) Nun gleichwie nicht alle Menschen gleich stark in das Leben verliebt sind, so sind sie auch nicht alle gleich empfindsam für die Ehre. Diese edle Leidenschaft ist in der Seele gegründet, aber die Einbildung und Erziehung geben ihr tausendfältige Gestalten.

Es ist der Ehre eigen, daß sie die ganze Welt zum Richter hat. Jeder Mensch, der hier mangelt, ist den Vorwürffen derjenigen ausgesetzt, die gar keine Ehre haben. Jeder, der Macht besitzet, sucht selbe zu mißbrauchen. Er gehet so weit, bis er Grenzen findet.

Der

(*) Der Autor schreibet aus seiner Seele: das Parturiunt montes ist eine gewöhnliche Sache unserer Schribler in ihren Dachstübchen; aber ihre Unsterblichkeit verliehret sich in den Tabacksbuden.

Der Mensch handelt allzeit durch krumme Wege. Niemand ist umsonst böse. Ein Beweggrund muß ihn bestimmen, und dieser ist allzeit ein Interesse. (*)

Um von der Sittenlosigkeit zu urtheilen, muß man selbst Sitten haben; das Laster gegen die Sitten ist eine Verletzung gegen die allgemeine, oder besondere Enthaltsamkeit, das ist, gegen die Polizei, vermög welcher wir uns der sinnlichen Vergnügen, und der Ehe erfreuen dürfen. Dieses Laster ist nicht so wohl eine Schandthat, als eine Vergessung und Verachtung seiner selbst.

Laster gegen die Natur werden selten in einer Gesellschaft grosse Fortschritte machen, wenn sonsten das Volk allda nicht an gewisse Gewohnheiten gebunden ist, wie bei uns, wo die häußliche Erziehung ausser Mode ist. Man verbanne dies Laster durch eine strenge Polizei, und sogleich wird man sehen, daß die Natur entweder ihre Rechte zurücknimmt, oder dieselbe beschützet. Süsse, liebenswürdige, reitzende Natur! Sie streuet uns mit einer freigebigen Hand Vergnügen aus, und

(*) Eigenliebe, Ehre, Stolz, Lob ꝛc., können auch Beweggründe zu schlimmen Handlungen sein, und sind doch kein Interesse nach dem Verstande des Autors.

bereitet uns zur Ersetzung noch grössere, als das Vergnügen selbst.

Was soll man von einem Lande denken, wenn man da die Untreue, den Raub, die Falschheit, die Ungerechtigkeit in Erwegung ziehet? wo man einen Menschen hochachtet, weil er die Tochter dem Vater entführet, die Frau dem Gemahl, und die angenehmste und heiligste Verbindungen stöhret?

Wer soll von dem Cölibat schweigen können, das eine strafbare Freiheit bildet, wo beide Geschlechter durch ihre natürliche Empfindungen sich verderben, eine Vereinigung fliehen, die sie besser machen sollte, nur um in derjenigen zu leben, die sie täglich verschlimmert.? (*)

Die öffentliche Unenthaltsamkeit ist mit dem Luxus verbunden; sie ist ihm allzeit gefolget, und dies geschieht noch immer.

Menschen die gebohren sind unter einander zu leben, sind auch gebohren, sich einander zu gefallen;

(*) Antwort: Derjenige, der nicht weiß, daß man den thierischen Instinkt durch Gründe der Religion und Vernunft zurecht weisen kann, daß der Cölibatsjunker und der Hagestolze sich nicht verschlimmern, noch daß eine Vereinigung sie besser mache Kein Kleid passet für alle Menschen, und nichts ist in der Welt, das nicht zwo Seiten hat.

und derjenige, der den Wohlstand nicht beobachtet, wird dafür betrachtet, als wenn er unfähig seie etwas Gutes zu thun.

Die Verstellung entspringt von dem Willen sich von andern zu unterscheiden. Bei Hofe ist sie naturalisiert. Sie buhlet so wohl denjenigen, die höflich sind, als andern, wer sie immer sind.

Diese Politik schmeichelt den Fehlern anderer, und die Höflichkeit macht, daß wir unsere eigene Fehler nicht an den Tag geben. Sich von den Regeln der Höflichkeit losreissen, heißt ein Mittel suchen, seine Fehler mit Bequemlichkeit zu begehen.

Die Begierde, mehr zu gefallen als andere, verleitet zum Putz, und die Begierde, mehr zu gefallen als sich selbsten, zu den Moden.

Die Gesellschaft zeiget uns das Lächerliche der Menschen, und die Einsamkeit macht uns geschickt, die Fehler einzusehen.

Die Welt ist sehr verdorben; allein es giebt Leidenschaften, die sich mit der Larve verhüllen müssen; auch andere Lieblingsleidenschaften, welche die andere mit einer Schminke belegen. Betrachte man die Leute unter sich, nichts ist so furchtsam wie sie; der Stolz getrauet sich nicht seine Geheim-

nisse zu entdecken, der in Rücksicht gegen andere sich selbst verläßt, um sich wieder zurückzunehmen.

Je mehr wir uns den allgemeinen Leidenschaften überlassen, desto weniger können wir unsere Lieblings-leidenschaften stillen. Je mehr ein Gesetz unsern Neigungen Inhalt thut, mit desto grösserer Hitze hängt sich das Herz an jene, die es ihm noch gestattet.

Wenn die Bescheidenheit eine Tugend ist, die Riesentalenten nothwendig ist, was soll man denn von den Insekten sprechen, die einen Stolz von sich blicken lassen, der den grösten Mann entehren würde?

Man siehet von allen Seiten Leute, die immer von sich sprechen. Ihre Unterhaltung gleichet einem Spiegel, der ihre abgeschmackte Figur darstellet. Sie haben alles gethan, alles gesehen, und gedacht. Sie sind ein allgemeines Modell, ein unerschöpf-liches Talent, eine Quelle von Beispielen, die niemal vertrocknet.

O! wie fade ist das Lob, da dasselbe sich wieder in jenen Ort hinwendet, wo es her kam! Glück-lich ist derjenige, der Eitelkeit genug besitzt von sich niemal etwas Gutes zu sagen, der diejenige fürchtet, die ihn hören, der seinen Verdienst nicht mit Stolz, wie andere, ausposaunet.

Wenn man Menschen sieht, die auf einem Ståubchen kriechen, (das ist auf dieser Erde, die nur ein Pünktchen der ganzen Allheit ist) die sich als Muster der Vorsicht aufstellen, so weiß man nicht, wie man diese Schwermerei mit ihrer Kleinheit zusammenreimen soll.

Wir fühlen unsere Kleinheit gar nicht; und obwohlen wir es sind, so wollen wir zur ganzen Allheit gerechnet sein, allda glånzen, und eine interessante Rolle spielen. Wir bilden uns ein, daß die Vernichtung eines Wesens, wie wir sind, die ganze Natur entehren würde; und wir begreiffen nicht, daß es gleich ist, ob einer mehr oder weniger auf der Welt seie, der Mensch, was ist er? Alle Menschen zusammen, hundert Millionen Erden, wie die unsrige, sind nur ein feines Ståubchen, das Gott nicht wahrnimmt, als in Rücksicht seiner unendlichen Kenntnisse.

Die Vorsicht ist bewunderungswürdig in der Art, wie sie die Reichthümer austheilet. Wenn sie selbe nur den Frommen håtte zufliessen lassen, so würde man sie kaum von der Tugend unterscheiden können, und ihre Nichtigkeit nicht fühlen; wenn man aber nachforschet, und sieht, daß diejenige damit geplagt sind, die selbe nicht verachten so fångt man endlich selbst an selbe zu verachten.

Die gewöhnliche Wirkung des Gelds ist, die Menschen aufzublasen, sie aus ihren Schranken zu bringen, worein sie die Natur versetzet hat, unnöthige Sorge zu tragen, für das, was man zusammen gehaschet hat, die Begierde ins Unendliche zu vermehren, die begrenzte Mittel der Natur, die Leidenschaften in Bewegung zu bringen, auszudehnen, und eines mit dem andern zu verderben.

Wir haben bei der Mittelmässigkeit unserer Glücksumstände diesen Vortheil, daß selbe viel sicherer sind. Wir haben weniger Besorgnisse, daß man uns unsere Habschaften wegnehme.

Verstand und Glück des Privatmanns bestehen meistentheils in der Mittelmässigkeit seiner Talente und Glücksgüter.

Die Menschen, die im höchsten Grade glücklich oder unglücklich sind, verliehren beiderseits alles Gefühl, der Mönch und der Eroberer sind Zeugen davon. Nur der Mittelstand, der mit Glück und Unglücke vermischet ist, hat Gefühl und Mitleiden.

Der Ueberfluß äussert sich in den Sitten, und nicht in Reichthümern. Um die Sparsamkeit zu kennen, muß man selbe lieben. Menschen, vor deren Augen nur Reiche, oder Elende, wie sie sind, herumwandeln, verabscheuen ihr Elend, ohne denjenigen zu kennen, der das Elend endiget.

Das Gesetz, das uns gerecht machen sollte, dienet bisweilen nur dazu, um uns mehr strafbar zu machen.

Allemal, so oft man eine Sache vertheidiget, die die Natur erlaubet, oder die nothwendig ist, macht man diejenige, die es thun, zu schlimmen Leuten.

Wenn ein Volk gute Sitten hat, so sind ihre Gesetze sehr einfach. Wenn man Gebothe und Hauptgrundsätze macht, ist das Gute allzeit das beste.

Es giebt böse Beispiele, die noch schlimmer sind als die Laster selbst; und mehrere Staaten sind zu Grunde gegangen, weil man Sitten verletzte, als weil die Gesetze nicht beobachtet wurden.

Wenn das Volk einmal gute Maximen hat, hält es dieselbe besser, als diejenige, die man von der Schönwelt zu nennen pflegt.

Man gewinnt sehr viel, wenn man Sitten einführet, alte Gewohnheiten zu beobachten vorlegt. Gleichwie verderbte Völker selten grosse Dinge ausführen, Gesellschaften stiften, Städte erbauen, Gesetze geben, als wie jene, die einfache und strenge Sitten hatten, gethan haben, so muß man ihnen wieder die alte Maximen einprägen, das ist gemeiniglich sie zur alten Tugend hinführen.

Nichts erhält die Sitten mehr rein, als eine sehr strenge Unterwürfigkeit der Jugend gegen die Alte.

Der Ehrgeitz wird durch die Arbeit gereitzet, und die Armuth tröstet sich durch die Faulheit. Die Natur ist ganz billig gegen die Menschen, sie belohnet ihre Mühe, sie machet sie arbeitsam, weil sie mit den grösten Arbeiten die gröste Belohnungen verbindet.

Nichts ist so niederschlagend, als die Tröstungen, die aus der Nothwendigkeit des Uebels, aus der Unbrauchbarkeit der Hilfsmittel, aus der Unannehmlichkeit des Schicksals, der Ordnung der Vorsehung, dem Elende des menschlichen Zustandes gezogen sind. Dies heißt spotten, anstatt das Uebel durch die Betrachtung zu versüssen, daß man elend gebohren ist: es ist viel besser den Geist über diesen Betrachtungen zu erheben, und ihn für empfindsam zu behandeln, anstatt für vernünftig.

Die Eifersucht ist eine Leidenschaft, die man haben kann, aber dabei schweigen muß. Bey Nationen muß man wohl unterscheiden die Eifersucht der Leidenschaft mit der Eifersucht der Gewohnheit, der Sitten und der Gesetze. Eine ist ein hitziges Fieber, das verzehret; die andere ein kaltes, aber bisweilen schreckbares, das sich mit der Gleichgültigkeit und Verachtung vereinigen

kann. Eine ist ein Mißbrauch der Liebe, die ihre Quelle in der Selbstliebe hat; die andere gehet ganz allein auf die Sitten, die Lebensarten der Nation, und die Gesetze des Landes.

Die Menschen sind sehr unglücklich; sie schweben immer zwischen falscher Hoffnung und lächerlicher Furcht; anstatt sich auf die Vernunft zu stützen, machen sie sich Abentheuer, die sie erschrecken, oder Phantomen, die sie verführen.

Es ist vielleicht ein Glück für uns, daß wir in der Schwäche des andern Trost finden.

Die Geschichten, die uns von Antonius und Pachomius erzählet werden, sind die natürlichsten Allegorien, die uns das Elend des menschlichen Zustandes zeigen. Vergeblich suchen wir einen ruhigen Stand, die Versuchungen verfolgen uns allzeit; die Leidenschaften, durch Teufel vorgestellt, verlassen uns niemal: diese Abentheuer des Herzens, diese Vorspieglungen des Geistes, diese eitle Phantome des Irthums und der Lüge, wandeln immer vor unsern Augen, um uns zu verführen, sie versuchen uns beim Fasten und im Bußkleide, und prüfen die Stärke unserer Seele.

Gute Gesellschafter sind oft nichts anders, als verfeinerte Bösewichte; es ist vielleicht hier, wie beim Gift, wo das feinste das gefährlichste ist.

Auf der Schaubühne sehen wir mit Vergnügen einen jungen Helden mit Schrecken erscheinen, damit er das Laster seiner Stiefmutter entdecke, die er für das Laster selbst hält. Er waget mit Müh dies Unternehmen, er beschuldiget, urtheilet, verdammet, voll von Beschimpfung macht er etliche Gedanken über das verabscheuungswürdige Geblüth, wovon Phedra entstammte. Er verläßt, was er am liebsten hat, den zärtlichsten Gegenstand, alles was ihm zum Herzen redet, was ihm dasselbe anzeigen könnte, damit er sich der Rache der Götter überlasse, die er nicht verdienet hat. Dies ist die Sprache der Natur, die uns vergnüget; sie ist die angenehmste unter allen.

Glücklich ist derjenige, der sich selbst das Zeugniß geben kann: niemal sahe ich die Thränen über die Wangen des Bedrängten rollen, ohne gerührt zu sein; ich fühlte Mitleid mit dem Unglücklichen, weil er Mensch war, und die Grossen selbst, gegen die ich hartherzig bin, wenn sie auf dem Throne glänzen, liebe ich, wenn sie gefallen sind! In der That, was nützet ihnen in ihrem Glückesstande eine unnöthige Zärtlichkeit? Sie nahet sie zu viel der Gleichheit; Ehrerbiethung, die nicht darf erwiedert werden, gefällt ihnen besser: aber wenn sie von ihrer Grösse heruntergestürzet, sind es unsere Thränen, die ihnen den Begriff davon

erneuern. Der Ausdruck eines Fürsten ist sehr naif, der gleich darauf in die Hände seiner Feinde fiele, und seine Höflinge um sich herum weinen sahe, zu welchen er sagte: Ich fühle an euern Thränen, daß ich allzeit euer König bin.

XIX. Kapitel.

Gemählde.

Die Römer.

Rom war eigentlich nicht eine Monarchie, sondern das Haupt eines Körpers, den alle Völker der Welt ausmachten.

Durch eine immerwährende Arbeit, die ihre Stärke vermehrte, durch häuffige Uebungen, die sie geschickt machten, wurden die Römer mehr als Menschen. Niemal bereitete sich eine Nation mit so vieler Klugheit zum Krieg und führte ihn mit solcher Klugheit.

Die Römer machten niemals Frieden, ausser als Sieger. Sie vermehrten täglich ihre Ansprüche nach dem Maaß ihres Vorgebens; dadurch schreckten sie die Sieger, und verwickelten sie in die gröste Nothwendigkeit zu siegen. Täglich waren sie der

grausamsten Rache ausgesetzt, die Standhaftigkeit, die Tapferkeit wurden ihnen zu nothwendigen Tugenden, und diese waren bei ihnen nicht unterschieden von der Selbstliebe, dem Patriotismus, Familienliebe, und all demjenigen, was die Menschen am meisten lieben.

Rom hat sich durch die Stärke seiner Constitution gerettet. Nach der Schlacht bei Canna ist es den Frauen nicht mehr erlaubt gewesen Thränen zu vergiessen; der Rath schluge es aus die Gefangene loszukauffen, er schickte den elenden Rest der Armee nach Sicilien, Krieg zu führen, ohne Belohnung, ohne Kriegsehre, bis Hannibal aus Italien vertrieben worden.

Nach der Schlacht bei Canna wollte das erschreckte römische Volk sich nach Sicilien begeben. Scipio ließ ihn schwören, daß er in Rom verbleiben wollte. Die Furcht, den Schwur zu verletzen überstieg alle andere Furcht. Rom gliecht einem Schiffe, das in dem Ungewitter von zween Ankern gehalten wurde, der Religion und den Sitten.

Da Jugurtha die römische Armee einschloß, und selbe unter Friedensbedingnissen wieder abziehen ließ, bediente man sich dieser nemlichen Truppen gegen ihn, die er gerettet hatte; und da die Numantier 20000 Römer sich unterwürfig gemacht

hatten, die bereit waren vor Hunger zu sterben, und um Frieden zu bäthen, so wurde dieser Friede, der so viele Bürger rettete, zu Rom gebrochen, man verhöhnte das gegebene Wort, und schickte den Consul gegen die Feinde, der ihn unterzeichnet hatte. Es war nur der Sieg, der es bestimmte, ob man punische oder römische Treu sagen sollte.

Nichts kam Rom besser zu statten, als die Ehrfurcht, die es bei der ganzen Welt erweckte. Diese befahl anfänglich den Königen zu schweigen, und machte selbe gleichsam stumm. Sie zeigte nicht den hohen Grad ihrer Macht, sondern daß ihre Person dabei angegriffen seie. Einen Krieg zu wagen, war sich dem Tod und der Beschimpfung aussetzen. Also getraueten sich nicht Könige, die in Stolz und Wollüsten lebten, einen steifen Blick auf das römische Volk zu werffen; sie verlohren den Muth, und erwarteten von der Römer Geduld und Niederträchtigkeit einen Aufschub ihres Elendes, das ihnen angedrohet war.

Es schien, als wenn die Römer nur eroberten, um wegzuschenken; aber sie blieben so schön Meister, daß sie einen bekriegten Fürsten die Last ihres Reichs mittragen liessen. Was am meisten dazu beitruge, daß die Römer Meister von der Welt wurden, war, daß sie nach und nach alle

Völker der Welt bekrieget; sie entsagten ihren Vortheilen, so bald sie bessere fanden.

Roms Regierung ware wunderbar, von Anfang an war sie also beschaffen, daß durch den Geist des Volks, durch die Stärke des Senats, oder durch das Ansehen der Magistratspersonen alle Mißbräuche der Gewalt konnten abgeschaffet werden. Die Römer waren gewöhnt sich an der Natur des Menschen zu erfreuen in ihren Kindern, und ihren Sklaven; und nichts destoweniger erkannten sie jene Tugend nicht, die wir Menschenfreundlichkeit nennen.

Der Geist der Freiheit, der zu Rom herrschte, ware eine vorzügliche Liebe zum Vaterland, der so wohl Laster als Tugend zur Quelle hat, der nichts als sich selbsten höret, der weder auf Bürger, noch Freunde, noch Wohlthäter, noch auf den eigenen Vater sieht; die Tugend schiene sich zu vergessen, um sich selbst zu übertreffen, und eine Handlung, die man im Anfange nicht billigen konnte, weil sie zu kühn war, wurde endlich als göttlich bewundert.

Rom, dessen herrschende Leidenschaft war, zu befehlen, das so ehrgeitzig war, alles unter sein Joch zu bringen, war immer mit wichtigen Geschäften überladen. Seine Feinde verschwuren sich

gegen dasselbe, und Rom verschwur sich gegen seine Feinde.

Da die Römer alle Völker zerstöhrten, zerstöhrten sie sich selbst. Thätigkeit, Stärke, Gewaltthätigkeit waren gleichsam die Waffen, deren man sich täglich bediente.

Rom hatte sich groß gemacht, weil es einen Krieg nach dem andern führte; jede Nation, welches ein unbegreifliches Glück für Rom war, grieff erst alsdenn die Römer an, da die andern schon zu Grunde gerichtet war. Rom ist zerstöhret worden, da alle Nationen dasselbe auf einmal angriffen, und durchdrangen.

Die unbestimmte Freiheit, ein Testament machen zu können, die bei den Römern Beifall gefunden, änderte ihre politische Verfassung wegen der Vertheilung der Felder. Diese führte den traurigen Unterschied zwischen dem Reichen und Armen bei ihnen ein. Viele Erbschaften wurden einem einzelnen zu Theile; einige Bürger hatten zu viel, und andere nichts.

Die epikureische Sekte, die sich bei dem Ende der Republik einschliche, trug viel dazu bei, den Geist und das Herz der Römer zu verderben. Die Griechen waren vor ihnen davon angestecket, und vor ihnen verdorben.

Das Sittenverderbniß schaffte bei den Römern das Censoramt ab, das doch eingesetzet war, um dem Sittenverderbnisse vorzubeugen. Da es aber zu allgemein wurde, hatte das Censoramt keinen Nachdruck mehr.

Zu Rom waren die Ritter die Pachter der Republick. Sie waren geitzig, sie breiteten Unglück über Unglück aus, öffentliche Sorgen häuften sich ohne Ende; weit entfernt, diesen Leuten das Richteramt zu überlassen, hätten sie immer unter den Augen der Richter sein sollen. Aber da das Richteramt ihnen übertragen wurde, hatte weder Tugend, noch Polizei, noch Gesetze, noch Magistrat ein Ansehen. Ein Stand, der keinen andern Gegenstand, als die Gewinnsucht hatte, der immer verlangte, und von dem man nichts verlangen konnte; ein Stand, der taub und unerbittlich war, der die Reichthümer und das Elend selbst billigte, hätte niemal sollen das Richteramt begleiten.

Gleichwie allmählich ein Fluß die Dämme untergräbt, durch die er eingeschränket ist, selbe in einem Augenblicke zerstöhret, und endlich die Fluren überschwemmet; also untergrube die freie Macht unter dem Kaiser Augustus den Staat, und unter dem Kaiser Tiberius zerstöhrte sie alles mit Gewaltthätigkeit.

Nach

Nach dem Diocletian genossen die Kaiser wieder mehr Sicherheit. Nun konnten sie in ihrem Bette sterben, und dieses waren Spuren der mildern Sitten; man vergoß nicht mehr so viel Blut mit so wildem Ungestüm. Aber diese ungeheure Macht mußte sich auf eine andere Seite ergiessen, man sah eine andere Gattung von Tirannei, die aber ganz heimlich war. Man zerstimmelte einander nicht mehr, aber urtheilte auf die ungerechteste Art; die Gerichtsformen schienen den Tod nicht zu entfernen, als nur um das Leben zu brandmarken; das ordentliche Gericht wurde beherrschet, und herrschte auf die feinste Art mit ausgesuchten Kunstgriffen, und in gröster Stille; anstatt der Kühnheit eine böse Handlung auszusinnen, dieselbe mit Ungestüm auszuführen, sah man nichts mehr als Laster schwacher Seelen herrschen, die auf sie selbst wieder zurückfielen. Man sagte gar nichts mehr, alles wurde heimlich beigebracht: die Hochachtung grosser Männer wurde angetastet, Minister und Kriegsmänner mußten sich der Gunst derjenigen überlassen, die dem Staate nicht dienen konnten, und es mit neidischen Augen ansahen, wenn jemand demselben mit Ruhme diente.

Dies kann zum Schauspiel menschlicher Dinge dienen: Man sieht in Roms Geschichte so viele

unternommene Kriege, so vieles Blut vergossen, so viele Völker zerstöhret, so viele grosse Handlungen, so viele Triumphe, so viel Politik, Klugheit, Weisheit, Muth, Standhaftigkeit; der Gedanke alles an sich zu reissen, der so herrlich geschmiedet, in das Werk gesetzet und ausgeführet wurde, zu was diente er wohl, als die ehrgeitzige Habsucht fünf oder sechs Abentheurer zu sättigen? Wie! der Senat nur deswegen die Könige vertilget hatte, daß er selbst in die niedrigste Sklaverei einiger unwürdiger Bürger fiele, und durch seine eigene Aussprüche sich alle Macht benahme. Man erhob seine Macht nur, um selbe desto besser zernichtet sehen zu können. Die Menschen arbeiten nur an der Erhebung ihrer Macht, damit sie selbe in die glücklichste Hände fallen sehen, die gegen sie sind.

Die Anordnungen, die die Römer machten, um die Zahl der Bürger zu vermehren, hatten ihre Wirkungen, so lange als die Republik nach ihrer vortreflichen Einrichtung nichts anders, als den Verlust ihrer Herzhaftigkeit, ihrer Kühnheit, ihrer Standhaftigkeit, Ehrliebe und Tugend selbst auszubessern hatte. Nun aber konnten die weiseste Gesetze dasjenige nicht wieder festsetzen, was eine sterbende Republik, eine allgemeine Anarchie, was eine Soldatenregierung, ein stolzer Despotismus, eine schwache Monarchie, eine dumme und aber-

gläubische Regierung niedergerissen hatte. Man konnte sagen, daß sie nur die Welt erobert hätten um selbe zu schwächen, und ohne Vertheidigung den Barbaren zu überlassen. Gothische, getische, saracenische und tartarische Nationen überschwemmten dieselbe von Zeit zu Zeit. Alsbald mußte ein barbarisches Volk das andere zerstöhren. Es glich den fabelhaften Zeiten, wo nach der allgemeinen Ueberschwemmung bewaffnete Menschen aus der Erde stiegen, und andere vertilgten.

Die Etolier.

Die Etolier waren kriegerisch, kühn, unbedachtsam, geldgeitzig, weder an ihre Worte, noch an ihre Eidschwüre gebunden, sie führten Kriege auf dem Lande, wie die Seeräuber zur See.

Die Beotier.

Die Beotier waren die dummsten unter allen Griechen, und auch die klügsten; gewöhnlich lebten sie im Frieden; sie wurden blos durch die Empfindung des Guten und Bösen geleitet, ihr Geist war gleichsam untüchtig, bis ihn die Redner in Bewegung setzten, die sie auf das wahre Interesse führten.

Die Macedonier.

Macedonien war fast ganz mit unübersteiglichen Gebürgen umzüngelt; diese Völker waren sehr kriegerisch, herzhaft, gehorsam, arbeitsam und unermüdet; ihr Klima muß gewiß viel dazu beigetragen haben, weil auch noch in unsern Zeiten die Innwohner dieses Landes die beste Soldaten des türkischen Reiches sind.

Die Hunnen.

Bei den Hunnen geriethen die Kinder in eine Wuth, da man ihnen die schöne kriegerische Thaten ihrer Väter erzehlte; und die Väter vergossen Thränen, weil sie ihre Kinder nicht mehr nachahmen konnten.

Die Gallier.

Liebe zum Ruhm, Verachtung des Todes, Hartnäckigkeit zum Siegen, waren bei den Galliern, wie bei den Römern gleich; aber das Loos ihrer Waffen war verschieden. Diese Völker, welche die Römer in allen Orten und jederzeit bekriegten, liessen sich eines nach dem andern unterjochen, ohne jemals die Ursach zu wissen, ohne selbe einzusehen, und ihrem Unglück vorzubeugen.

Die Deutschen.

Die Deutschen wußten nur von zwei Hauptlastern. Sie hängten die Verräther, und ersäuften die Bärenhäuter. Diese waren bei ihnen die einzige öffentliche Verbrechen. Es scheinet, daß sie zu Tacitus Zeiten noch im Stande der Natur gewesen sind.

Es waren bei den Deutschen noch zwei andere Verbrechen. Eines bestund darinn, wenn man sich weder Genugthuung verschaffen, noch dieselbe annehmen wollte, die das Gesetz dem Beleidiger vorgeschrieben hatte; das andere, wenn man sich an einem gerochen hatte, da man doch schon Genugthuung empfangen hatte.

Bei diesen wilden Nationen, war Gerechtigkeit verschaffen nichts anders, als denjenigen schützen, der einen andern beleidiget hatte, gegen die Rache desjenigen, der beleidiget worden ist, und diesen zu verpflichten, die Genugthuung anzunehmen, die ihm zugehörte; die Deutschen unterschieden sich also von allen andern Völkern, daß die Gerechtigkeit den Uebelthäter beschützet gegen denjenigen, der beleidigt worden ist.

Die Deutschen hatten keine andere, als Geldstrafen. Diese kriegerische und freie Leute glaubten,

daß ihr Blut nur alsdenn dürfte vergossen werden, wenn sie mit den Waffen in der Hand fochten. (*)

Die Indianer.

Die Indianer sind von Natur aus muthlos. Da unterdessen die Männer die ungläublichste Uebel ausstehen, so verbrennen sich die Weiber selbst: gewiß sehr viel Stärke für so viel Schwachheit. Die Natur, die diese Völker schwach und furchtsam gemacht hat, gab ihnen auch eine so lebhafte Einbildungskraft, daß sie alles bis zum höchsten Grade rühret. Dies ist die nemliche Unempfindlichkeit, die sie alle Gefahren fliehen, und die ihrige verachten heißt.

Die Indianer sind ein angenehmes, zärtliches und mitleidiges Volk. Auch ihre Gesetzgeber haben ein grosses Zutrauen zu ihnen. Sie haben wenig Strafen eingeführet, und sind nicht strenge. Es scheinet als wenn die Indianer denken, daß ein jeder Bürger sich auf die natürliche Güter des andern verlassen müsse. Die Indianer geben leicht ihren Sklaven die Freiheit, sie verheurathen selbe und behandeln sie, wie ihre Kinder. Glückliches

---

(*) Diese Anmerkungen sind blos auf die Zeiten anzuwenden, in welchen Tacitus den Charakter der Deutschen schildert.

Klima, wo solche Reinigkeit der Sitten, und Zärtlichkeit der Gesetzen herrschet.

Die Japoneser.

Die Japoneser haben einen grausamen Charakter, den ihnen ihre Gesetzgeber durch strenge Urtheile, Drohungen und Strafen vor Augen legen.

In Japon wird eine Lüge, die vor dem Magistrat begangen wird, mit dem Tode bestrafet: eine Sache, die gegen das Recht der Selbstvertheidung läuft. Ein Mensch, der Geld im Spiel wagt, wird am Leben bestrafet. Dieses Volk ist eigensinnig, wunderbar, verwegen, veränderlich, es verachtet alle Gefahren und Unglück, es scheinet im ersten Anblicke ihre Gesetzgeber von der Strenge der Gesetze zu befreien. Aber Leute, die kaltblütig den Tod verachten, die sich wegen der geringsten Phantasie das Herz durchbohren, werden sie wohl durch den immerdauernden Anblick der Strafen gebessert, oder machen sie sich mit denselben gemein?

Die Tartaren.

Keine Nation auf Gottes Erdboden ist, die die Tartaren übertroffen hätte, weder an Ruhm, noch an der Grösse der Eroberungen. Dieses Volk ist der wahre Beherrscher der Welt; alle andern Völker scheinen blos gemacht zu sein, dem-

selben zu dienen; es ist so wohl der Stifter, als der Zerstöhrer der Reiche. In allen Zeiten gabe es Merkmale seiner Macht. Was sind die Eroberungen des Alexanders in Vergleichung mit jenen des Genghiskan? Es fehlte dieser siegreichen Nation nur an Geschichtschreibern, um ihre Wunderthaten der Nachwelt zu überliefern. Aber da es sich nur mit seinem gegenwärtigen Ruhm beschäftigte, da es sicher war allzeit zu siegen, dachte es niemal daran sich durch die gemachte Eroberungen bei der Nachwelt auszuzeichnen.

Die Franzosen.

Man findet bei dieser Nation einen gesellschaftlichen Charakter, eine Offenherzigkeit, eine Munterkeit, eine Leichtigkeit seine Gedanken mitzutheilen. Diese Nation ist lebhaft, angenehm, lustig, bisweilen unklug, und oft unbesonnen. Dabei hat sie Herzhaftigkeit, Großmuth, Freimüthigkeit, und einen gewissen Stolz auf Ehre. Zu fremden Ländern hat sie nicht so viel Neigung, als zu demjenigen, das sie verlassen hat. Wenn der Franzoß in seinem Lande reiset, betrachtet er die Ehre als das höchste Gut, und in entfernten Landen, als ein Hinderniß seiner Rückreise. Er beleidiget durch seine guten Eigenschaften, weil es scheinet, als wenn er eine Verachtung damit

verbinde; er kann Wunden, Gefahren und Arbeiten ertragen; aber nicht den Verlust seiner Ergötzungen.

Griechenland.

Welche Ursachen des Glückes für Griechenland, welche Spiele führte es für alle Völker des Erdbodens auf? welche Tempel, wohin alle Könige Opfer schickten? welche Feste, wozu man sich von allen Seiten her versammelte; welche Orakel, die alle menschliche Neugierde aufmerksam machten? Geschmack und Künste sind auf dem Gipfel, die, wenn man sie zu übertreffen sich einbildet, gar nicht kennet.

Athen.

Athen hatte seine innerliche Stärke, da es mit grossem Ruhm herrschte, und wo es sich mit Schaam beugen mußte. Es zählte zwanzigtausend Bürger, da es Griechenland gegen die Perser vertheidigte, da es mit Lacedemon um den Vorzug stritte, und Sicilien angriff. Es hatte zwanzigtausend, als Demetrius Phalereus sie zählte, wie wenn man auf einem Markte die Sklaven zählt. Diese Stadt, die so viele Angriffe zurückgeschlagen, und sich nach Niederlagen wieder erhoben, ist bei Cheronea für allzeit überwunden worden. Was nützte es, daß Philipp die Gefangenen zurückschickte? er schickte nicht mehr jene Männer

zurück. Es war ihm so leicht über Athen zu triumphieren, als es ihm schwer war über sich selbst zu siegen.

Athen war blos mit den Gedanken des Ruhms beschäftiget; Athen vermehrte die Eifersucht, anstatt ihren Einfluß zu vergrössern, es war mehr bedacht auf seine Macht zur See, als daraus Vortheil zu ziehen, es unternahm niemal jenen Handel, den ihm die reichhaltige Minen, die Menge der Sklaven, die grosse Anzahl seiner Seeleuten, sein Ansehen in allen griechischen Städten, und was noch mehr als alles ist, die herrliche Gesetze des Solons versprachen.

Sparta.

Lykurg vermischte den Diebstahl mit der Gerechtigkeit, die härteste Sklaverei mit der grösten Freiheit, die grausamste Empfindungen mit der grösten Mässigung, und so machte er den Staat dauerhaft. Er benahm Sparta gleichsam alle Hülfsmittel, die Künste, die Handlung, das Geld, und die Mauren. Man war hier eifersüchtig, ohne die Hoffnung zu haben besser zu werden; man hatte natürliche Empfindungen, und ist weder Kind, noch Mutter, noch Ehegemahl; die Schaam selbst ist von der Keuschheit getrennet; Und durch diese Wege hat Sparta ihre Grösse und Ruhm erreichet.

Korinth.

Korinth trennte zwei Meere, öffnete und schlosse Pelopones zu und auch ganz Griechenland. Sie war eine Stadt von grosser Wichtigkeit, als Griechenland eine Welt, und alle griechische Städte Nationen waren. Sie triebe grossen Handel; und in keiner Stadt wurden die Werke der Kunst so hoch gebracht. Die Religion vollstreckte das Verderbniß, das der Ueberfluß den Sitten gewährte. Sie richtete der Venus einen Tempel auf, in welchem mehr als tausend Höflinge eingeweihet waren. Dies war der Pflanzort, woraus die meisten Schönheiten kamen, von welchen Athenäus eine Geschichte abgefasset hat.

Syrakus.

Syrakus war immer entweder in der Freiheit, oder unter dem Joche, es war durch seine Freiheit, wie durch seine Knechtschaft geplaget, und betrachtete eines wie das andere als ein Gewitter; es nährte in seinem Busen eine ungeheure Menge Volks, das immer abwechselte, und sich entweder einen Tirann setzte, oder gegen sich selbst Tirann war.

Marseille.

Marseille war ein nothwendiger Zufluchtsort in der Mitte des stürmischen Meers; Marseille,

wohin alle Winde, die Sandbänke, die Lage der Küste anzuländen erfordern, ist anfänglich von Seeleuten besucht worden. Die Unfruchtbarkeit des Erdbodens bestimmte die Innwohner zur Sparsamkeit und Handlung. Sie mußten also arbeitsam sein, um das Stiefmütterische der Natur durch Kunstfleiß zu ersetzen; sie mußten gerecht sein, damit sie bei barbarischen Nationen leben konnten, die sie glücklich machen mußten; an Mässigung durfte es ihnen nicht mangeln, damit ihre Regierung dauerhaft seie; kurz sie mußten sparsam sein, damit sie von der Handlnng leben, und selbe erhalten konnten, weil sie so vortheilhaft nicht war.

Das heutige Europa.

Der Kompaß hat gleichsam den Weg in die ganze Welt eröffnet. Man entdeckte Asien und Afrika, wovon man nur etliche Grenzörter kannte, und Amerika, wovon man gar nichts wußte. Die Wirkung von der Entdeckung Amerika war, Asien und Afrika mit Europa zu verbinden. Europa treibt die Handlung durch die Schiffarth mit allen dreien Theilen, wie Frankreich, Engelland, Holland gleichsam allein die Handlung und Seefarth benutzen.

Europa hat eine solche Grösse der Macht erreichet,

daß die Geschichte nichts grösseres aufweisen kann; wenn man den ungeheuern Aufwand, die mächtige Bündnisse, die grosse Zahl der Soldaten, ihre immerwährende Unterhaltung betrachtet.

Italien und ein grosser Theil von Deutschland sind in unzählige Staaten vertheilet, deren Beherrscher, eigentlich zu reden, die Martirer der unumschränkten Gewalt sind.

Deutschland ist die einzige Macht auf dem Erdboden, welche die Zertheilung nicht geschwächet hat; die einzige, die sich nach Verhältniß des Verlustes wieder verstärket, die nur langsam ihre Vortheile sammelt, und dadurch unbezwingbar wird.

Die Geschichtschreiber Italiens stellen uns dieses Land ehemals als die Beherrscherin der Welt vor, heut zu Tage ist es der Sklav aller andern Mächten; seine Regenten sind zertheilet und schwach, ohne einer andern Uebermacht, als blos einer eiteln Politik.

Sicilen, worinn ehemals so mächtige Königreiche, und zahlreiche Völkerschaften blüheten, ist nun durch nichts mehr merkwürdig, als wegen seinen Vulkanen. Venedig hat keine andere Hilfsquelle, als seine Oekonomie; Genua ist auf nichts Stolz, als auf seine Gebäude. Die Schweitz ist das

Bild der Freiheit. Pohlen hat seine Freiheit und das Recht einen König zu wählen so sehr mißbraucht, daß es scheinet, es wolle sich mit den Nachbaren trösten, die eines und das andere verlohren haben.

Die Geschichte stellet uns die spanische Nation vor, wie sie sich aus etlichen Gebürgen her zusammen sammelt; die machumedanische Regenten sind eben so unmerkbar unter die Bothmässigkeit gebracht worden, wie geschwind sie selbe sich unterthänig gemacht haben; so viele Reiche wurden mit einer so grossen Monarchie verbunden, die beinahe fast ganz allein ist, bis auf dasjenige, was sie mit einem falschen Ueberfluß beschweret, sie hat ihre Stärke verlohren, ihr Ansehen auch, und behält nichts mehr als den Stolz seiner ehemaligen Macht.

Man sieht in der Geschichte von Frankreich, wie im Anfange der Macht Könige gewählet worden; wie diese Macht gänzlich herunter sinket, und sich wieder erhebet, und durch mehrere Jahrhunderte schwanket; aber unvermerkt sammelte sie ihre Stärke, nahm auf allen Seiten zu und erreichte ihre gröste Höhe: sie gleicht jenen Flüssen, die in dem Laufe ihr Wasser verliehren, da sie sich unter der Erde heimliche Kanäle graben; bald kommen sie wieder zum Vorschein, durch

Nebenflüsse angeschwollen, und reissen mit ungestümer Wuth alles mit sich fort, was ihren Lauf hemmen will.

Man sieht in der Geschichte von Engelland aus der Uneinigkeit und Aufruhr die Freiheit entspriessen, der König wanket auf einem festen Throne, die Nation ist ungeduldig, klug bei ihrer Wuth, Beherrscherin der See, und vermischet die Handlung mit der Regierung. Die Republik Holland, die andere Königin des Meers, ist in Europa hochgeachtet, und in Asien fürchterlich, wo ihre Kaufleute so viele Könige vor ihren Füssen gebeugt sehen.

XX. Kapitel.

Charaktere.

Pyrrhus.

Die Grösse des Pyrrhus bestunde in seinen vortreflichen Eigenschaften. Dieser König beherrschte nur einen kleinen Staat, wegen welchem man von ihm nicht viel reden konnte; aber er war ein Abentheurer, der beständig Eingriffe that, ohne die er nicht bestehen konnte.

Hannibal.

Wenn man die unendlich viele Hindernisse erweget, die Hannibal überwinden mußte, und daß dieser ausserordentliche Mann sie alle glücklich besieget, sieht man das herrlichste Schauspiel, das uns das Alterthum liefert.

Mithridates.

Unter allen Königen, welche die Römer bekriegten, war Mithridates der einzige, der sich mit Muth vertheidigte, und sie in Gefahr setzte. Er zeigte sich anfänglich vor der ganzen Welt, als ein Feind der Römer und daß er es allzeit sein werde. Dieser König, nachdem er die römische Generale geschlagen, in Asien, Macedonien und Griechenland die herrlichste Eroberungen gemacht hatte, wurd er durch Sylla überwunden, durch Lucullus in die Flucht gejaget, in seine eigene Staaten zu fliehen genöthigt, wo Pompejus verfolget, und fiel aus Gefahr in Gefahr; er machte den Anschlag, den Krieg in Italien zu versetzen: allein er wurde durch den Pharnaces verrathen, von seiner Armee, die durch die Grösse seiner Unternehmungen erschröckt war, verlassen, und starb als König.

Cäsar.

Man redet sehr viel von dem Glücke des Cäsars; allein

allein dieser ausserordentliche Mann hatte solche seltene Eigenschaften in einem hohen Grade, daß, obwohlen er auch viele Fehler hatte, es sehr wunderbar gewesen wäre, was immer für Armeen er kommandiert hätte, wenn er nicht gesieget hätte, in welcher Republik er immer gebohren gewesen wäre, wenn er selbe nicht beherrschet hätte.

Augustus und Sylla.

Sylla, ein hitziger Kopf, verschafte den Römern auf eine gewaltthätige Weise die Freiheit; August, ein verschmitzter Tirann, führte sie ganz sanft in die Knechtschaft. Da unter dem Sylla die Republik neue Stärke erhielt, schrie die ganze Welt gegen die Tirannei; und da sich unter dem August die Tirannei fest setzte, sprach man immer von Freiheit.

Trajan.

Nerva nahm den Trajan an Kindesstatt auf; diesem Trajan spricht die Geschichte so viel Lob zu, daß man kein solches Beispiel aufweisen kann. Es war ein Glück unter seiner Regierung gebohren zu sein; niemals war das römische Volk glücklicher und ruhmvoller, als unter ihm. Er war ein grosser Staatsmann, und ein grosser Soldat; sein Herz war so gut, daß es sich immer mit

Wohlthun beschäftigte; sein Geist war so aufgeklärt, daß er ihm immer das Beste zeigte; seine Seele war edel, groß, schön, mit allen Tugenden ausgeziert, die niemals Extremitäten ergriffen; kurz er machte der ganzen Menschheit Ehre, und stellte ein göttliches Wesen vor.

Attila.

Attila war einer der größten Monarchen, von denen die Geschichte redet; von seinen Unterthanen war er gefürchtet; er zeigte sich niemals, ohne daß er nicht gehaßt wurde; er war äusserst kühn, und dabei lustig; wenn er im Zorne brannte, wußte er auch die Strafe zu schenken, oder aufzuschieben, so wie es ihm vortheilhaft war; er führte niemals Krieg, wenn ihm der Friede einträglicher war; er beherrschte alle barbarischen Nationen, und auf eine gewisse Art fast alle polizierten Völker, nur an seiner Person beobachtete er allzeit die alte Simplizität der Hunnen.

Karl der Grosse.

Karl der Grosse versetzte die Reichsstände in eine solche Lage, daß sie einander das Gegengewicht hielten, und er Meister davon blieb. Alles wußte sein grosses Genie zu vereinbaren. Das Reich beschützte sich durch die Grösse seines Oberhaupts; der Regent war groß, und das Volk hatte davon

Vortheil. Er machte bewunderungswürdige Gesetze; er that noch mehr, er führte selbe aus. Man erblicket in den Gesetzen dieses Monarchen einen Geist der Vorsehung, der alles umfasset, und eine gewisse Stärke, die alles besieget: den Vorspieglungen, seine Pflichten bei Seite zu setzen, ist vorgebeuget, die Nachlässigkeit verbessert, die Mißbräuche sind abgeändert, oder zuvor abgethan; er wußte zu strafen, und noch besser zu verzeihen. Er war in seinen Planen unerschöpflich, ganz simpel in ihrer Ausführung, niemand verstund so gut die Kunst, wie er, die grösten Geschäfte mit solcher Leichtigkeit, und die beschwerlichsten mit Munterkeit auszuführen. Immerhin durchreisete er sein ungeheuer grosses Reich, schützte es, wo es sinken wollte. Von allen Seiten liefen Geschäfte ein, und er endigte selbe an allen Plätzen. Niemals wußte ein Regent besser die Gefahren zu verachten, niemals wußte ein Regent selbe besser zu vermeiden. Er erfreuete sich in allen Gefahren, und sonderlich in jenen, die grosse Eroberer auszeichnen, das ist, in Verschwörungen. Dieser ausserordentliche Monarch war im höchsten Grade mässig; sein Charakter war liebenswürdig, seine Lebensart einfach; er hatte ein Vergnügen mit seinen Höflingen zu leben. Vielleicht war er etwas zu fühlbar für das schöne Geschlecht; allein ein Regent, der

durch sich selbst regiert, der sein Leben mit beständigen Arbeiten zubrachte, kann entschuldiget werden. Mit einem Worte er war alles; er befahl, daß man die Eier von seinen Maierhöfen, und das unnöthige Gemüß aus seinen Gärten verkauffen sollte; er theilte die Reichthümer der Lombarden unter seine Völker aus, und die ungeheure Schätze der Hunnen, die die ganze Welt ausgeplündert hatten.

Ludwig der Gütige.

Ludwig der Gütige war das Spiel seiner Leidenschaften, und in seinen Tugenden selbst zweideutig; er kannte weder seine Stärke, noch seine Schwäche; er konnte sich weder Furcht noch Liebe verschaffen; er hatte wenig Laster an sich, aber allen Mangel der Geisteskräften, und so ergriff er den Szepter, den Karl der Grosse geführet hatte. Ludwig der Gütige vereinigte alle Gefälligkeite eines alten Ehegemahls mit den Schwachheiten eines alten Königs, stürzte seine Familie in Unordnung, welche den Zerfall der Monarchie verursachte.

Alexander.

Alexander machte grosse Eroberungen. Die Maaßregeln, die er ergriff, waren passend. Er begab sich zuvor nicht weiter, bis er ganz Griechenland unterjochet hatte; er ließ nichts hinter sich, was

gegen ihn sein konnte. Er bekriegte die Seelandschaften, und ließ seine Truppen zu Lande an den Ufern des Meers nachfolgen, um von seiner Flotte niemals getrennet zu sein. Seine vortrefliche Kriegszucht machte ihn gegen die grösten Armeen gleichgewichtig; und wenn es wahr ist, daß das Glück ihm die Siege in die Hände spielte, so muß man auch bekennen, daß er alles mögliche zum Siegen veranstaltete. Im Anfang seiner Unternehmungen, das ist in der Zeit, wo ein einziger Verlust ihn hätte können zu Grunde richten, war er nicht sehr kühn: so bald er aber das Glück auf seiner Seite sahe, hat er sich bisweilen verwegener Hilfsmittel bedienet. So bald er sich mit dem Vorhaben, die Seemacht der Perser zu demüthigen, beschäftigte, oder besser zu sagen, da ihm Parmenio diese Kühnheit einflößte, so bald wurd Alexander der Kluge. Die Schlacht bei Jssus machte ihn zum Herrn über Tyrus und Egypten; die Schlacht bei Arbela machte ihn zum Herrn über die ganze Welt. Dies zeigt wie er seine Eroberungen gemacht hat, nun kann man sehen, wie er dieselbe beibehielt.

Denjenigen war er entgegen, die verlangten, daß er die Griechen als Herren, und die Perser als Sklaven behandeln sollte. Er dachte an nichts anders, als aus zwei Nationen eine zu machen, und allen Unterschied zwischen den Siegern und

Ueberwundenen aufzuheben. Er nahm persische Sitten an, um die Perser dadurch aufzumuntern, und machte, daß sie sich griechische Sitten angewöhnten. Er verehrte die alten Erzählungen und Denkmäler des Ruhms und die Eitelkeit der Völker. Es schien als wenn er nur deswegen Eroberungen gemacht hätte, damit er Monarch einer jeden Nation und der erste Bürger einer jeden Stadt seie. Die Römer eroberten alles, damit sie alles zerstöhrten; er aber sehnte sich alles zu erobern, um alles zu erhalten. Seine Hand verschloß sich vor Privatausgaben, sie öffnete sich aber für die öffentlichen. Mußte er seine häußlichen Angelegenheit in Ordnung bringen; war er ein Macedonier. Mußte er die Schulden der Soldaten bezahlen, Griechenland an seinen Eroberungen Antheil nehmen lassen, alle seine Kriegsleute zu beglücken; denn war er Alexander.

Karl XII.

Er war nicht Alexander, aber er würde einer der besten Soldaten Alexanders gewesen sein. Niemals waren die Natur und das Glück so gegen sich selbst. Dieser König, der blos von seiner Stärke Gebrauch machte, grub sich seinen Untergang, da er Entwürfe machte, die nur durch einen langwierigen Krieg konnten ausgeführet werden, den sein Reich nicht aushalten konnte. Es war

nicht ein Staat, der im Zerfall war, den er sich vornahm zu zertrümmern, sondern selber war in seinem Wachsthume. Die Moßkoviter bedienten sich dieses Krieges, den er gegen sie führte, als einer Kriegsschule. Bei jedem Angriffe näherten sie sich dem Siege. Es war nicht Pultava, die ihn unglücklich machte: wäre es nicht dieser Platz gewesen, so hätte ein anderer Ort dazu gedient.

Cato und Cicero.

Cicero mit seinen bewunderungswürdigen Gaben zu einer zwoten Rolle, war unfähig die erste zu spielen. Er hatte ein herrliches Genie, aber oft eine gemeine Seele. Bei dem Cicero war die Tugend ein Zusatz, und bei dem Cato der Ruhm. Cicero sahe sich immer der erste; und Cato vergaß sich allzeit. Jener wollte die Republik durch sie selbst retten; der andere durch den Ruhm. Wenn Cato vorsah, so fürchtete Cicero; wo Cato hoffte, hatte Cicero Mißtrauen. Der erste sah alle Dinge mit kaltem Blut an, der andere mit tausend kleinen Leidenschaften.

Richelieu.

Richelieu zog sich aus dem Chaos Regeln, um eine Monarchie empor zu bringen, er machte Frankreich seine heimliche Stärke kennbar, und Spanien seine Schwäche; Deutschland nahm er die Fesseln ab, und gab ihm neue; er zermalmte nach und nach alle Reiche.

XXI. Kapitel.

Schilderungen.

Zeloteus zeiget unter einem Trauerkleide eine fröhliche Mine, ein rosenwangichtes Angesicht. Er lächelt sehr angenehm, wenn man mit ihm spricht; seine Kleidung ist sehr modest, aber zierlicher gefaltet, als jene des schönen Geschlechts. Er weiß mehr als die Männer, er kennet die schwache Seite der Frauen, und diese wissen auch die seinige. Vor dem Publikum donnert er, und bei einzelnen ist er so sanft wie ein Lämmchen. Er ist ein nothwendiger Mensch, er macht das einsame Leben süß; er giebt kleine Anschläge, hat pflichtmässige Sorgen, macht ausgezeichnete Besuche; er weiß besser die Kopfschmerzen zu zerstreuen, als ein Mensch in der Welt: dies ist wahrhaftig ein vortreflicher Mensch.

Metromann macht greuliche Grimassen, seine Sprach ist von allen andern unterschieden; er besitzt keinen Geist zum reden; aber er redet um Geist zu haben: dies ist die groteskeste Figur des ganzen Menschengeschlechts.

Der alte Typhon macht sich seinen Zuhörern interessant durch die Erzählung seiner grossen Thaten.

Das kann er gar nicht erdulden, daß Frankreich Schlachten gewonnen hat, wo er nicht dabei war, oder wenn man sich einer Eroberung rühmet, wo er nicht den Laufgraben eröffnet hat. Er glaubet sich so nothwendig unserer Geschichte zu sein, daß er sich einbildet, sie endige sich da, wo er das Ende gemacht hat; er betrachtet seine etliche Wunden, die er bekommen hat, als die Auflösung der Monarchie; und zum Unterschied der Philosophen, die behaupten, man müsse sich nur über das Gegenwärtige erfreuen, und das Vergangene nicht mehr achten, erfreuet er sich blos in dem Vergangenen, und lebt nur noch in den Schlachten, die er mitgemacht: er lebt in den Zeiten, die vorüber sind, wie die Helden in denen Zeiten leben müssen, die nach ihnen folgen.

Florimund hat Bart, wenig Geist, und viel Impertinenz. Er spricht höher, als andere, und weiß sich vor der Welt Hochachtung zu verschaffen. Er hat Freiheiten bei dem schönen Geschlecht. Er treibt kein anderes Geschäft, als einen Ehemann rasend zu machen, oder einen Vater in die Verzweiflung zu bringen. Er liebt, sagt er, um einem Weibe Schrecken einzujagen, das ihn zu fesseln glaubet. Er macht mehr Geräusch, als der tapferste Kriegsmann; er ist mehr geachtet, als eine wichtige Magistratsperson.

Kleon ist ein Franzoß, der am besten Frankreich

vorstellet. Was will dies sagen? Ist es vielleicht, daß er sehr abgerundet ist, daß er gesprächiger, als ein anderer ist? Dies ist es nicht — — Ach! nun verstehe ich es, er weiß alle Augenblicke seine Uebermacht jenen verstehen zu geben, die sich ihm nähern. Er ist von Natur klein, sehr kühn, er nimmt Taback mit solcher stolzen Mine, er schneutzet sich so unbarmherzig, er hustet mit so viel Phlegma, er buhlet seinen Hunden auf eine solche Menschenbeleidigende Art, — man kann nicht müde werden ihn zu bewundern.

Wir müssen sehr böse Naturell haben, sagte ein Perser, der den Kleon sahe, um denjenigen hundert kleine Schimpfe anzuthun, die täglich zu uns kommen, und Proben von ihrem Wohlwollen ablegen; sie wissen wohl, daß wir über sie erhaben sind; und wenn sie dies nicht gewußt haben, so werden unsere Wohlthaten sie täglich lehren. Wir thun nichts um uns von andern Hochachtung abzudringen; aber wir bemühen uns liebenswürdig zu sein: wir lassen einander an dem geringsten Antheil nehmen, in den höchsten Würden, die gemeiniglich hartherzig machen, fanden sie uns empfindsam; sie sahen unser Herz über das ihrige erhaben, und wir liessen uns bis zu ihren Sorgen herab. Weil man aber die Majestät eines Monarchen durch allgemeine Zeremonien beehren muß, weil man eine Nation Fremdlingen verehrungswürdig

zeigen muß, bei gefährlichen Gelegenheiten den Soldaten Muth einsprechen muß, so stiegen wir noch hundertmal höher hinauf, als zuvor; wir sammelten allen Muth zusammen, unser Antlitz verrieth Kühnheit, und jeder fand die Vorstellung richtig.

Servilius ist so wohl durch seine Reichthümer, als wegen seiner Geburt über die ganze Welt erhaben. Er ist sehr unartig, aber sein Koch macht ihm Ehre; und diesem ist er nicht undankbar, denn er lobt ihn alle Tage.

Damis kaufte Schönheiten, um selbe zu lieben; aber er liebt sie nicht, weil er sie gekauft hat. Seine Schätze dienen ihm blos dazu, daß ihm vor allem, was die Natur schönes hervorbringt, eckelt.

Polygont macht tiefsinnige Betrachtungen: er ist mit einer Geschwulst befallen worden, die ihn schon seit acht Tagen quälet. Endlich raft er sich doch zusammen, gehet in ein Haus, und setzt sich nieder. Sein wohlgeordneter Geist mißt alles ab, was er in der Gesellschaft spricht. Er ahmt demjenigen nach, der in seinem Garten mit dem Degen die Köpfe der Blumen abschlug, die sich über andere erhoben. Er ist der Martirer seiner Gerechtigkeit; eine gählinge Hitze hat ihn beleidiget, gleichwie ein delikates Gesicht durch ein allzustarkes Licht beleidigt wird: nichts ist ihm gleichgültig,

ausser es seie wahr. Ein Zeitungsliebhaber redet von einer Eroberung; sogleich giebt Polygont die Eigenschaften der Linie an, welche die Bomben in der Luft machen müssen. Ein Mensch redet von der Ueberschwemmung, und beklaget sich wegen dem Schaden, den er im letzten Winter erlitten hat; das, was ihr mir hier erzählet, ist mir sehr angenehm, versetzt der Geometer; ich sehe, daß ich mich in meiner Beobachtung nicht betrogen habe, daß es wenigstens zwei Zoll mehr Wasser dieses Jahr geregnet hat, als im verflossenen Jahre. Einige Augenblick darnach gieng er fort, und lief so schnell, daß er vergaß vor sich zu sehen; er kam gerade einem andern entgegen, diese stiessen so heftig an einander, daß jeder auf die Seite zurückfiel, nach dem Verhältnisse ihrer Geschwindigkeit und ihrer körperlichen Masse.

Es giebt gewisse Leute, die man Zeitungsträger nennt. Ihr Müssiggang ist immer beschäftigt. Sie sind dem Staate sehr unnütz, und dennoch glauben sie sehr wichtige Personen zu sein, weil sie sich mit glänzenden Projekten und Vorschlägen abgeben. Die Grundursach ihrer Geselligkeit ist ein fader und lächerlicher Vorwitz. Kein Kabinet ist so heimlich, das sie nicht glauben bis auf den letzten Artikel einzusehen; nichts ist, wovon sie unwissend sein wollen. Kaum haben sie das Gegenwärtige geendiget, so eilen sie schon in die Zukunft;

sie gehen der Vorsicht zuvor, und bestimmen schon alle Handlungen der Menschen. Sie führen das Oberhaupt an der Hand, und nachdem sie dasselbe wegen tausend Albernheiten gelobt haben, die es nicht begangen hat, so brüten sie tausend andere aus, die es niemals begehen wird. Sie lassen die Armeen wie die Kraniche fliegen, und die Mauern wie Kartenblätter zusammen fallen. Ueber alle Flüsse bauen sie Brücken, finden heimliche Wege über die Gebürge, sie legen ungeheure Magazine an: ihnen fehlt nichts als gesunder Menschenverstand.

Kamilla ist schön, allein sie hat Grazien, die anzüglicher sind, als die Schönheit selbst. Sie hat eine Phisiognomie, die sich in alle Herzen eindrücket. Wenn sich Frauen etwas wünschen, so verlangen sie von den Göttern die Grazien der Kamilla. Männer, die sie sehen, möchten sie immer sehen, oder fürchten sich dieselbe noch einmal zu sehen. Sie hat einen herrlichen Wuchs, ein edles Ansehen, das aber sittsam ist; ihre Augen sind lebhaft, und alle Augenblicke bereit zärtlich zu sein; ihre Züge sind blos für andere gemacht; sie besitzt unsehbare Reitze, welche über Herzen tirannisiren. Kamilla sehnet sich nicht nach Putz, und dennoch ist ihr Putz schöner, als aller andern Frauen. Sie besitzt einen Geist, den die Natur beynahe dem ganzen schönen Geschlecht versaget hat. Sie

nahet sich so leicht dem Ernsthaften, als dem Lustigen. Wenn man will, wird sie empfindlich denken, oder scherzen, wie die Grazien. Je mehr man Geist besitzt, je mehr findet man bei Kamilla. Sie hat etwas so naives an sich, daß es scheinet sie rede nicht, sondern ihr Herz spreche. Alles, was sie redet, alles, was sie thut, sind Reitze der edlen Einfalt.

Es ist eine Stadt, in welcher man keinen Unterschied zwischen Wollust und Sorge macht. Die Bürger allda denken nur auf Possenspiele, die sie unterhalten, und vergessen den Magistrat, der sie regiert. Die Männer sind da so verzärtelt, ihr Aufputz ist so weibisch, sie schminken ihr Gesicht so schön, sie kräuseln ihre Haare mit so viel Kunst, sie verschwenden so viel Zeit vor dem Spiegel um sich aufzuputzen, daß es scheinet, als sei nur ein Geschlecht in der ganzen Stadt. Die Frauen ergeben sich, anstatt zu weichen; mit jedem Tage sieht man die Hoffnungen und Wünsche sich endigen; man weiß nicht, was lieben ist, und geliebt zu sein; man beschäftiget sich blos mit dem, was man so fälschlich sich freuen nennet. Gunstbezeugungen sind hier nichts, als was sie gewöhnlich sind; und alle Umstände, die sie begleiten, alle diese Nichtigkeiten, die von einem so hohen Werthe sind, alle Reitzungen, die so groß scheinen, Kleinigkeiten, die so viel gelten, alles, was nur einen

glücklichen Augenblick verschaffen kann; so viele Eroberungen, anstatt einer, sind hier unbekannt. Die Innwohner bringen ihr Leben in einer blossen äusserlichen Freude zu; sie verlassen das Vergnügen, das ihnen mißfällt, für ein anderes, das ihnen auch noch mißfallen wird; alles was sie sich einbilden, ist ein neuer Gegenstand des Mißfallens. Ihre Seele, die unfähig ist das wahre Vergnügen zu geniessen, scheinet nur am Verdruß behagen zu finden. Die Weichlichkeit hat dergestalt ihre Leiber geschwächet, daß sie sich nur mit grosser Mühe auf den Füssen halten können; die angenehmsten Reisen sind für sie ganz unbrauchbar; wenn sie bei grossen Mahlzeiten sind, fehlt es ihnen alle Minuten in dem Magen. Sie bringen ihr Leben auf dem Sopha zu, auf welchem sie sich täglich hinzustrecken verpflichten, ohne müde zu werden; sie scheinen zusammen zu fallen, wenn sie sich wohin schleppen müssen. Dies sind Sklaven, die für den ersten Meister bereit sind.

Man sagt, daß der Mensch ein gesellschaftliches Thier sei. Nach dieser Erklärung ist der Franzos mehr Mensch als andere: er ist also in einem höhern Grade Mensch, weil er glaubet, daß er blos für die Gesellschaft gemacht sei. Allein es giebt auch bei ihnen Leute, die nicht nur gesellschaftlich sind, sondern sie machen selbst eine Gesellschaft aus. Sie vermehren sich in jedem Winkel,

und bevölkern in jedem Augenblicke vier Viertheil einer Stadt. Hundert Menschen von dieser Art hinterlassen mehr als zweitausend Bürger. Sie sind immer beschäftiget, weil sie entweder zu thun und zu sprechen haben, wo sie hingehen. Man wird es ihnen niemals aus dem Kopfe bringen, daß es der Wohlstand fordere, das Publikum ins besondere zu besuchen, ohne diejenige Besuche zu rechnen, die sie bei grossen Gesellschaften machen. Wenn man die Liste der Thürhüter täglich durchgehet, findet man ihre Namen auf tausend Arten verändert.

Die Franzosen reden fast niemals von ihren Ehefrauen: weil sie sich fürchten vor Leuten zu sprechen, die selbe besser kennen, als sie selbst.

Es giebt bei ihnen unglückliche Leute, die niemand tröstet; diese sind die eifersüchtigen Ehemänner; es giebt auch da Leute, welche die ganze Welt haßt, und dies sind die eifersüchtigen Ehemänner: es giebt hier auch Leute, welche jedermann verachtet, und dies abermal die eifersüchtigen Ehemänner.

Wenn ein Mann bei ihnen seine Frau allein geniessen wollte, würde er als ein Stöhrer der allgemeinen Freude angesehen werden. Ein Ehegemahl, der seine Frau liebet, ist ein Mensch, der noch nicht Verdienste genug hat von einer

andern geliebt zu werden, die die Nothwendigkeit des Gesetzes mißbrauchet um sich jenes Vergnügen zu ersetzen, das ihm mangelt; der sich nur dem Gegenstande nähert, mit der er sich verbunden hat.

Die Ruhe der französischen Ehemänner gründet sich nicht auf das Zutrauen ihrer Frauen; sondern auf die böse Meinung, die sie von ihnen hegen.

Der Titel eines Mannes von einer schönen Frau verträgt sich ganz gut mit der Ruhe. Man findet sich im Stande Vergnügen zu machen. Ein Fürst tröstet sich durch den Verlust einer gehabten Eroberung durch den Ersatz einer andern. Wenn der Franzos einer Frau eine beständige Liebe verspricht, so vermuthet er auf ihrer Seite, daß selbe allzeit schön und liebenswürdig bleiben werde; und wenn dieses fehlt, so glaubt er auch nicht mehr an sein Versprechen gebunden zu sein.

Das immerwährende Scherzen bei dem Nachttische eines Frauenzimmers scheinet den Charakter dieser Nation zu bilden. Man scherzt in dem Rathe, man scherzt an der Spitze der Armee, man scherzt mit den Gesandten. Künste scheinen nur alsdenn lächerlich zu sein, wenn man das Ernsthafte darunter mischet. Ein Arzt würde nicht mehr Arzt sein, wenn seine Kleidung weniger auffallend wäre, und wenn er seine Kranken nicht mit Scherzen quälte. Die Franzosen bekennen

offenherzig, daß andere Völker klüger sind, und deswegen müssen sie sich besser kleiden.

Die Gunst ist die grosse Gottheit der Franzosen. Der Minister ist der Oberpriester, der ihr viele Opfer bringet. Diejenige, die sie umgeben, seien es die Opferpriester, oder die Opfer, widmen sich selbst ihrem Götzen mit dem ganzen Jannhagel.

In Frankreich giebt es Leute, die wegen ihrer Geburt groß sind, nicht aber im Kredit. Die Könige sind wie grosse Künstler, die, um ihre Arbeiten gangbar zu machen, sich allzeit der einfachsten Maschinen bedienen.

Ein grosser Vasall ist ein Mensch, der Ahnen, Schulden und Gnadengehalte hat, der den König sieht, und mit den Ministern spricht. Wenn er seinen Müssiggang verbergen kann, durch eine Auswahl der Vergnügungen, so glaubt er sich der glücklichste Mensch auf dem ganzen Erdboden zu sein.

Die Spanier sind erstens fromm, und denn eifersüchtig: sie hüten sich wohl ihre Frauen der Prüfung eines Kriegsmannes, oder alten Rathsherren zu überlassen; sie schliessen selbe zu einer andächtigen alten Novitzenmeisterin ein, oder zu einem vierschrötigen Franziskaner, wovon die erste ihr die Augen zudrückt, und der andere selbe

öffnet (*). Sie haben kleine Höflichkeiten unter sich, die in Frankreich sehr übel lassen würden. Zum Beispiel, ein Hauptmann schlagt niemals seinen Soldaten, ohne ihn um Erlaubniß zu bitten; die Inquisition verbrennet niemals einen Juden, ohne sich bei ihm zu entschuldigen. (**)

Die Spanier haben unermeßliche Entdeckungen in der neuen Welt gemacht, und noch wirklich kennen sie ihr eigenes Land nicht: An ihren Flüssen haben sie Häfen, die noch unentdeckt sind, und Nationen in ihren Gebürgen, die ihnen ganz unbekannt sind; Sie sagen, daß die Sonne in ihrem Lande auf und untergehe; allein man muß bekennen, daß sie in ihrem Laufe nichts als öde Felder, und grosse Wüsteneien antrift.

(*) Diese Zisisbeo's haben ihre Rolle zu natürlich gespielt, daß auch eine Keuschheitscommission dabei wäre in Verlegenheit gekommen.

(**) Grosser Trost für den armen Israeliten, den die sanfte Christuslehre mit Feuer überzeuget.

XXII. Kapitel.

Von der Litteratur.

Die gefahrvolle Schiffarth des Ulysses war ein fruchtbarer Gegenstand des allerschönsten Gedichtes, nach der Iliade. Das Gedicht des Camönes läßt die liebvolle Reitze der Odyssee und das Erhabene der Aeneide von sich blicken.

Kenner behaupten, daß nur zwei epische Gedichte gemacht worden sind, und daß die andern, die man unter diesem Namen kennt, es gar nicht sind: sie behaupten noch mehrers, und sagen, daß es unmöglich sei neue zu verfertigen. (*)

Die dramatischen Dichter haben unter den Dichtern den Vorzug, weil sie die Leidenschaften nach Belieben beherrschen: Lustspieldichter rühren uns sanft, Trauerspieldichter rühren und bewegen uns mit Heftigkeit.

(*) Frankreich kann wohl dieses sagen; aber Italien, Engelland und Deutschland haben epische Dichter gezeuget, davon einige neben dem Homer, und andere neben dem Virgil mit Ehren stehen können. Der griechische Barde würde mit Vergnügen einen Milton einen Klopfstock neben sich sehen, und Virgil würde die Gesellschaft des Tasso nicht verachten.

Ländliche Gedichte und Schäfergedichte gefallen auch den Hofleuten, weil sie ihnen den Begriff einer gewissen Seelenruhe beibringen, die sie nicht haben, und ihnen den Hirtenstand vor Augen legen. Epigrammatische Gedichte sind kur e abgemessene Gedanken, die eine so tiefe Wunde schlagen, die unheilbar ist.

Man könnte sagen, das Geschäft der Poeten bestehe darinn, daß sie den schlichten Menschenverstand verkehren, und die Vernunft mit Zierarthen einhüllen, gleichwie man das Antlitz der Schönen einschleyert. Bei den Morgenländern ist es nichts seltenes, wo die Sonne die Einbildungskraft zu erhitzen scheint.

Die lyrischen Dichter verwandeln ihre Kunst in einen harmonischen Enthusiasmus. Die Romanen sind eine Gattung von Heldengedichte, die ebenfalls den Geist und das Herz überspannen; ihre Verfasser beschäftigen sich immerhin mit dem Studium des menschlichen Herzens, wovon sie wenig Kenntniß haben; sie bilden Helden, die eben so fremd sind, wie geflügelte Drachen und Ungeheuer, die halb Mensch und halb Pferd sind.

Die Redner besitzen die Geschicklichkeit zu überreden ohne sich an wichtige Gründe zu binden. Die Geometer zwingen uns wieder unsern Willen überredet zu sein, sie überzeugen uns ganz tirannisch.

Die medicinischen Bücher sind Denkmäler der

menschlichen Gebrechlichkeit und der Macht der Kunst: sie machen uns zittern, wenn sie auch nur von den leichtesten Unpäßlichkeiten handeln, als ob man dem Tode schon im Rachen stecke; sobald sie aber von der Kraft der Hilfsmitteln sprechen, so sind wir in einer so vollkommnen Sicherheit, als ob wir unsterblich wären.

Die anatomischen Werke enthalten viel weniger eine Beschreibung der Theile des menschlichen Leibes, als eine Menge barbarischer Benennungen derselben; Eine Sache, die weder die Krankheit des Patienten, noch die Unwissenheit des Arztes heilet.

Uebersetzungen gleichen der Kupfermünze, die eben den nemlichen Werth hat, wie ein Goldstück, und diese sind sehr vortheilhaft für den gemeinen Mann; allein sie haben allzeit etwas schwaches an sich, das den Geist und Ausdruck des Verfassers nicht genugsam darstellt.

Nichts ist geschwinder bekannt, als ein schlimmes Werk von einem berühmten Verfasser; denn anstatt zuvor zu unterrichten, muß man anfangen zu lernen sich betrügen zu lassen.

Gegen Originalwerke muß man Hochachtung haben; es ist eine Art von Entheiligung, Stücke davon aus dem Heiligthume herauszunehmen, und sie der Verachtung, die sie nicht verdienen, auszusetzen. Es giebt eine gewisse Gattung von

Büchern, die eine Sammlung von sinnreichen Gedanken sind, die zum Gebrauche derjenigen gemacht sind, die keinen Kopf haben, und selbe nachahmen wollen.

Es giebt eine Art von Schriften, die man Journale oder Tagbücher nennt; Die Trägheit findet sich dabei geschmeichelt, da sie selbe durchliest: man ist ganz erstaut, daß man dreissig Blätter in einer Viertelstunde durchgehen kann. Das gröste Unrecht, das die Journalisten begehen, ist, daß sie nur immer von neuen Büchern sprechen, als wenn die Wahrheit allzeit neu wäre. Ich glaube, daß wer alle alte Bücher gelesen hat, keine Ursach hat die neuen vorzuziehen. Allein weil sie sich zum Gesetz gemacht haben, nur von Büchern zu reden, die eben die Presse verlassen haben, so haben sie sich auch zum Gesetze gemacht, allen verdrüßlich zu sein. Sie kritisieren jene Bücher nicht, wovon sie Auszüge machen. Und wie kann wohl ein Mensch so frech sein, sich in einem Monathe zehn oder zwölf Feinde zu machen? Aber sie thun das Gegentheil: sie fangen an die abgehandelte Materie zu loben, wenn sie noch so fade ist: alsdenn erheben sie den Verfasser mit allen möglichen Lobsprüchen; denn sie haben mit Leuten zu thun, die bereit sind sich Genugthuung zu verschaffen, und mit ihrer Feder einen freventlichen Journalisten geisseln.

Bei den Spaniern kann man Geist und Witz finden; aber vergeblich sucht man dies in ihren Büchern. Betrachtet man ihre Büchersäle, so siehet man auf einer Seite die Romanen, und auf der andern die Scholiasten: billig könnte man sagen, daß hier alles in Parthien eingetheilet sei, und daß alles eine heimliche Feindschaft des menschlichen Verstandes verrathe. Das einzige Buch würde bei ihnen gut sein, daß das Lächerliche von allen andern entdeckte.

Die satirischen Schriften der Engelländer sind sehr beissend. Man sieht bei ihnen viele Juvenale, bevor man einen Horaz findet. Ihre Dichter haben öfters so wohl das Rohe der Erfindung, als eine gewisse Feinheit des Geschmacks.

Die Raserei bei den meisten Franzosen ist, daß sie wollen witzig sein; und die Raserei derjenigen, die Witz haben, ist, daß sie Bücher verfassen wollen.

Die Natur scheinet weislich vorgesehen zu haben, daß die Thorheiten der Menschen etwas vorübergehendes sind, die sie aber durch ihre Werke verunsterblichen. Eine Thorheit sollte schon begnügt sein, die Zeitgenossen in Unwillen gebracht zu haben, sie will auch noch die Nachkömmlinge verdrüßlich machen, sie will über die Vergessenheit triumphieren, in welcher sie doch, wie in einem Grabe, sich hätte freuen sollen; sie will die Nach-

kommenschaft unterrichten, daß sie eine Albernheit gewesen sei.

Eine unendliche Menge von Sprachmeistern, Künstlern, Gelehrten lehren das, was sie selbst nicht wissen; diese Gabe ist würklich bewunderungswürdig, weil es nicht viel Geist erfordert, dasjenige zu zeigen, das man weiß; aber um das zu zeigen, was man nicht weiß, wird unendlich mehr erfordert.

Nachdem die aristotelische Weltweisheit zu den Abendländern überbracht wurde, gefiel sie den subtilen Geistern sehr wohl, welche in den Zeiten der Unwissenheit Schöngeister sind.

Was an den Schöngeistern das unerträglichste ist, bestehet darinn, daß sie sich ihrem Vaterlande nicht nützlich machen, und ihre Talente mit tändelnden Gegenständen belustigen. Das Ausschweiffen würde nicht so gewöhnlich sein, wenn sich nicht der Geist blos auf eine Seite wendete, und alle übrige verliesse.

Man muß niemal einen Gegenstand so erschöpfen, daß man nicht auch dem Leser etwas zu denken überlasse. Er will nicht blos lesen, sondern auch denken.

Da Cäsar die Deutschen bekriegte, machte er eine Beschreibung ihrer Sitten. Etliche Blätter von Cäsar über diese Materie, sind Bücher. Tacitus schrieb aus Absicht ein Werk über die Sitten der

Deutschen. Dieses Werk ist zwar kurz; allein es ist ein Werk des Tacitus, der alles abkürzet, weil er alles sieht.

Grosse Kriegshelden schrieben ihre Handlungen ganz einfach dahin, weil sie durch ihre Thaten ruhmwürdiger sind, als durch ihre Schriften; wenn man die Augen auf die Denkmäler unserer Geschichte und unserer Gesetze wendet, so scheinet alles ein unendliches Meer zu sein, dem selbst das Gestad mangelt. Alle diese kaltsinnige, tolle, unverdauliche Schriften muß man einschlucken, wie die Fabel sagt, daß Saturnus die Steine gefressen habe.

Regeln der Kritik.

Die Kritik kann betrachtet werden als eine Obergewalt über andere, und ihre gewöhnliche Würkung ist dem menschlichen Stolz Behagen zu machen; diejenigen, die sich ihr aussetzen, können Anspruch auf Billigkeit machen, nicht aber auf Nachsicht.

Gleichwie unter allen Gattungen von Schriften die Kritik die schwereste ist, worinn man seine gute Gesinnung äussern kann; so muß man sich in achtnehmen mißlungene Abhandlungen nicht weiter durch beissende Worte zu verunglimpfen. (*)

(*) Eine vortrefliche Lection für die Rezensentenzunft.

Es ist sehr schwehr ein gutes Werk zu machen, und sehr leicht dasselbe zu kritisieren, weil der Verfasser alle Beschwehrnisse durchbrechen muß, und der Kritiker den Weg nur mehr ebnen darf.

In Werken, die zur Belustigung dienen, sind drei oder vier Blätter hinreichend einen Begriff von der Schreibart und der Annehmlichkeit des Werkes zu geben; in den Werken der Vernunft weiß man nichts, wenn man nicht die ganze Kette einsiehet.

Die Grundsätze der Geometrie sind ausser allem Zweifel wahr; allein wenn man sie auf die Werke des Geschmacks anwendete, würde man die Vernunft selbst unverständlich machen.

Nichts ersticket mehr die Lehrart, als wenn man einen Doctormantel über alles hinwirft: Leute, die immer lehren wollen, hindern den Fortgang; jedes Genie wird verwirret, weil man dasselbe mit Millionen Zweifeln einhüllet.

Die Reden unsinniger Leute machen nur auf jenen Eindruck, die selbst unsinnig sind. Der meiste Theil der Leser sind Leute von mittelmässigem Gehalt; man ließt nur um die lange Weile zu unterbrechen; aber vernünftige Leute lieben die Vernunft.

Wir müssen die Kritiken niemals für etwas Persöhnliches ansehen, ausser in dem Falle, wo die Kritiker darauf abziehlten. Diejenige, die uns

davon Nachricht geben, sind unsere Mitarbeiter. Wenn der Verfasser und der Kritiker die Wahrheit suchen, haben sie das nemliche Interesse; denn die Wahrheit ist ein allgemeines Gut: sie sind Freunde, und nicht Feinde.

Art der Kritik.

Der Graf Boulainvilliers und der Abt Dubos haben jeder ein Sistem gemacht, wovon eines eine Verschwörung gegen den bürgerlichen Stand zu sein scheinet, und das andere eine Verschwörung gegen den Adel.

Der Graf Boulainvilliers, dem es an dem Hauptpuncte eines Sistems mangelt, hat mehr Geist als Einsicht, mehr Einsicht als Wissenschaft. Sein Werk ist ohne alle Kunst. Er redet mit einer Simplizität und Freiheit des alten Adels, wovon er entsprungen war.

Das Werk des Abts Dubos über die Errichtung der französischen Monarchie bei den Galliern, hat viele Leute verführet, denn es ist sehr künstlich abgefaßt; es wird darinn immer schon vorausgesetzt, was zu beweisen ist, es mangelt öfters an Beweisgründen, die Wahrscheinlichkeiten sind darinn sehr gehäufet. Der Leser vergißt, daß er hätte erst zweifeln sollen, bevor er angefangen hat zu glauben. Wenn eine Kenntniß nicht in Ordnung gereihet ist, und dies nicht so wohl in dem

Sistem, als auf den Seiten des Sistems selbst, so wird der Geist durch die Nebensachen zerstreuet, und er beschäftiget sich nicht mehr mit der Hauptsache. So viele Untersuchungen hindern zu glauben, daß man gar nichts gefunden habe; die Länge der Reise macht, daß wir glauben, endlich an dem Platze angekommen zu sein.

Allein wenn man fleissig durchforschet, findet man einen ungeheuren Koloß, dessen Füsse von Erde sind; und weil die Füsse von Erde sind, ist der Kolosse ungeheuer. Wenn das Sistem des Abts Dubos gründlich gewesen wäre, hätte er nicht starke Bände abfassen dürfen, um es zu beweisen. Er hat aus schlechten Quellen, in Dichtern und Rednern für die Geschichte geschöpfet: aus Schöngeistern muß man keine Gründe für Sisteme herhohlen.

Das Publikum soll niemals vergessen, daß es dem Abt Dubos für seine andern vortrefliche Werke dankbar sein müsse; über seine schönen Werke soll es urtheilen, und nicht über dieses.

XXIII. Kapitel.

Von dem Geschmack.

Der Geschmack ist nichts anders, als die Geschicklichkeit, das Maaß des Vergnügens zu entdecken, welches jedes Ding dem Menschen machen soll. Man muß den Stand unseres Wesens abtheilen, und wissen, welches seine Vergnügen sind, damit selbe abmessen und bisweilen selbst selbe empfinden kann.

Das Gebäude unseres Wesens ist ganz willkührlich; wir hätten auch können anders gemacht werden, als wir würklich sind, und denn hätten wir auch andere Empfindungen gehabt. Ein Organ mehr oder weniger in unserer Maschine hätte eine andere Beredsamkeit, eine andere Dichtkunst gemacht. Wenn die Beschaffenheit unserer Organen uns einer sehr langen Aufmerksamkeit fähig gemacht hätte, so würden alle Regeln, die uns nach dem Verhältnisse des Gegenstandes zur Aufmerksamkeit bereiten, nicht sein.

Unsere Seele macht sich selbst Schlüsse vom Vergnügen. Diejenigen, welche mit Geschmack von den Werken des Geistes urtheilen, haben

unendlich mehr Empfindungen, die andere Sterbliche nicht haben.

Der natürliche Geschmack beweißt noch keine Kenntniß der Theorie; er ist eine schleunige Anwendung, die aus den Regeln gezogen ist, die man nicht kennet.

Der Geist ist das Allgemeine, das mehrere Gattungen in sich einschließt, als das Genie, gesunden Verstand, die Beurtheilung, die Richtigkeit, das Talent, der Geschmack. Der Geist bestehet darinn, daß man wisse mehrere Organe auf einmal zu berühren; und wenn man verschiedene Schriftsteller durchforschet, so findet man, daß diejenige die beste sind, die mehrere Empfindungen in der Seele auf einmal erwecket haben. (*)

Die Seele suchet immer etwas Neues, und ruhet niemals. Also kann man der Seele viel Vergnügen verschaffen, wenn man ihr täglich viele Dinge vor Augen legt, oder mehr zeigt, als sie gehofft hat daran zu sehen. Unsere Seele flieht

---

(*) Homer verstand dies am besten: Man höret in seinen Beschreibungen von Schlachten das Getümmel des Krieges, das Klirren der Waffen, man höret den Donner des Jupiters rollen, und die Erde unter den Füssen der Streitenden ertönen. Man ließt seine Werke nicht, man glaubet alles zu sehen und zu hören, und ist gleichsam selbst gegenwärtig.

die Grenzen; sie möchte sogar die Sphäre ihrer Gegenwart einsehen. Die Kunst kömmt uns zu Hilf, sie zeiget uns die Natur, welche sich selbst verbirgt.

Wir lieben die Kunst mehr als die Natur selbst. Dies kommt daher, weil die Kunst (zum Beispiel die Mahlerei) uns selbe nur vorstellet, wo sie schön ist, wo sie manichfaltig ist, wo sie mit Vergnügen kann betrachtet werden. Die Vervollkommung der Künste bestehet darinn, daß sie uns alle Dinge, die sie uns vorstellen, mit dem möglichsten Vergnügen vor Augen legen.

Begriffe, die aufgeklärte Männer und grosse Geister haben, sind entweder naiv, oder edel, oder erhaben. Was uns gewöhnlich grosse Gedanken einflößt, ist dasjenige, was uns bei der Erzählung noch sehr viele andere Dinge unter den Gesichtspunkt stellet, was uns in einem Blicke vieles entdecket, daß wir nur nach einer ungeheuern Belesenheit hätten hoffen können.

Florus entwirft das ganze Leben des Scipio, da er sagt: „ Dies ist der Scipio, der zur Zerstöhrung Afrikas anwuchs. Man glaubet ein Kind zu sehen, welches heranwächst, und sich erhebet wie ein Riese.

Bei Vergleichungen muß der Geist allzeit gewinnen, und nicht verliehren; denn sie müssen dazu

beitragen,

beitragen, die Sache viel grösser, oder feiner, oder zärtlicher vorzustellen. Es ist nicht genug der Seele viel Gegenstände vorzulegen, man muß ihr selbe auch in der Ordnung zeigen. In einem Werke, wo keine Ordnung herrschet, kann sich die Seele nichts behalten; sie wird durch die Unordnung ihrer Begriffe, durch das Leere, das in ihr zurück bleibet, gedemüthiget; sie wird umsonst ermüdet, und ihr schmecket kein Vergnügen.

Ordnung muß in den Sachen herrschen und Manigfaltigkeit, ohne dies darbet die Seele; denn scheinbare Dinge scheinen ihr die nemliche zu sein. Eine lange Einförmigkeit fällt ihr unerträglich. Derjenige, der eine Zeitlang über die Alpen gereiset ist, findet bei der Herabsteigung die glückseligsten Lagen, und die reitzendsten Aussichten. Eine lange Reihe von Perioden ermüdet die Rede; die nemliche Versart in einem langen Gedicht erreget endlich Ueberdruß.

Was in die Länge dauert, ermüdet uns, auch das gröste Vergnügen selbst. Man verläßt es eben mit der Lust, mit welcher man es ergriffen; denn die Fibern, welche hier statt der Organen dienten, verlangen eine Abspannung. Unsere Seele scheinet also des Empfindens müde zu werden? nein, sie fällt in einen Ueberdruß, der sich ihrer bemeistert. Dieser wird geheilet, wenn man ihr das Ver-

gnügen abändert; sie empfindet immerfort, ohne aufzuhören.

Die Geschichte gefällt uns wegen den manichfaltigen Begebenheiten, die Römische, wegen der Abwechslung ihrer Wunder; Theaterstücke, wegen der Abänderung der Leidenschaften.

Es giebt Dinge, die uns manichfaltig scheinen, und es doch nicht sind; andere, die uns einförmig vorkommen, und die manichfaltig sind. Die gothische Bauart ermüdet durch ihre Unordnung und Kleinheit der Zierarthen. Die griechische Bauart, die grosse und kleine Eintheilungen hat, ahmet grosse Gegenstände nach; die Seele empfindet eine gewisse Majestät, die überall herrschet.

Grosse Dinge müssen grosse Theile haben; grosse Menschen haben grosse Aerme, grosse Bäume grosse Aeste, und grosse Gebürge bestehen aus andern Bergen, die über einander gethürmet sind.

Eines der größten Vergnügen, das unsere Seele bei Betrachtung der Gegenstände fühlet, ist die Leichtigkeit selbe einzusehen; die Ursache, warum die Simetrie der Seele gefällt, ist diese, daß sie ihr Mühe ersparet, dieselbe erleichtert, daß sie gleichsam mit einem Streich die Hälfte des Werkes theilet. Durchgehends ist die Simeterie der Seele vortheilhaft, sie kann ihr in den Verrichtungen Dienste leisten, sie ist ihr angenehm; aber wo sie unnöthig ist, ist sie gewiß fade. Sachen, die

nach einander folgen, müssen abwechseln, und was wir mit einem Blick überschauen, muß Simeterie haben.

Wenn die Natur von Mahlern und Bildschnitzern verlanget, daß sie eine Simeterie bei den Theilen ihrer Figuren beobachten sollen; so will sie im Gegentheile einen Contrast in ihren Wendungen haben. Die Bildhauerkunst ist von ihrer Natur aus kalt, sie verlangt aber einen Nachdruck durch den Contrast der Stellung.

Viele Mahler haben hierinn gefehlet, daß sie allenthalben einen Contrast verursachen wollten, ohne sparsam dabei zu sein. Die Natur leget ihre Geburthen in der Unordnung dahin, ohne einen immerwährenden Contrast aufstellen zu wollen; sie setzet nicht alle Körper in Bewegung, oder vermehret dieselbe mit Gewalt.

Die Tonkünstler haben wohl eingesehen, daß der natürlichste Gesang am schweresten zu verfertigen ist; dies dient zur gewissen Probe, daß unsere Vergnügen, und die Kunst, die uns selbe verschaft, gewisse Grenzen haben.

Wenn man die prachtvollen Verse des Corneille, und die natürlichfliessenden des Racine betrachtet, würde man wohl nicht glauben, daß Corneille leicht, und Racine mit Mühe gearbeitet habe.

Das Wunderbare gefällt der Seele, da sie eine

Sache wahrnimmt, die sie nicht erwartet hatte, oder auf eine Art, die sie nicht gehoffet hatte. Die Werke des Geistes werden gewöhnlich deswegen gelesen, weil sie in uns ein angenehmes Erstaunen erregen, und das Ungeschmackte der fast allzeit matten Gesellschaften ersetzen.

Sonderbare Schönheiten sind diese, wo die Bewunderung im Anfang mittelmässig ist, sich eine Zeitlang darinn erhält, sich nach und nach vermehret, und endlich ein Erstaunen verursachet. Man kann Raphael mit Virgil, und die venetianischen Mahler mit den starken Schilderungen des Lucans vergleichen. Virgil ist im Anfang ganz natürlich, erreget weniger Bewunderung, um in der Folge uns in Erstaunen zu setzen. Lucan erreget gleich im Anfang Bewunderung, damit er gegen das Ende davon abspanne.

Das genaue Verhältniß der St. Peters Kirche macht, daß selbe beim ersten Anblick nicht so groß vorkömmt, als sie wirklich ist. Wenn sie weniger breit wäre, würden wir ihre Länge bewundern; wäre sie nicht so lang, würden wir ihre Breite anstaunen. Aber je mehr man betrachtet, desto mehr siehet man die Grösse ein, und das Erstaunen wächst. Man kann sie mit den pirenäischen Gebürgen vergleichen, wo das Aug sich anfänglich schmeichelt, alles zu übersehen, Berge hinter Berge erblicket, und sich allzeit verliehrt.

Das, ich weiß nicht was, ist eine Wirkung, die sich auf das Erstaunen gründet. Nur alsdenn sind die Grazien in einer Schrift, wenn der Gedanke gefunden, ohne gesucht zu sein scheinet. Die Grazien lassen sich nicht aufsuchen: um selbe zu haben muß man naiv sein: Aber wie soll man arbeiten, damit man naiv werde?

Die Grazien finden durchgehends mehr im Geist, als in der Gesichtsbildung; ein schönes Gesicht zeiget sich im ersten Anblick, und verbirgt nichts; aber der Geist entwickelt sich nur nach und nach, wann er will, und wie er will: er kann sich verbergen, damit er sich zeige, und sich eine Bewunderung verschaffen, welches eigentlich die Grazien ausmacht. Diese thronen nicht so wohl in den Gesichtszügen, als in ihren Wendungen.

Eine der schönsten Erdichtungen des Homers ist jene des Gürtels der Venus, welcher ihr die Kunst zu gefallen verleihet. Nichts ist wirksamer diese Zauberkunst empfindsam zu machen, als die Macht der Grazien, die einer Person durch eine unsehbare Macht gegeben zu sein scheinen, die selbst in ihrer Schönheit unterschieden sind; man kann diesen Gürtel niemand geben, als der Venus; er schicket sich nicht für die majestätische Schönheit der Juno, weil die Majestät eine gewisse Ernsthaftigkeit erfordert, das ist, ein gegenseitiges Verhältniß der zärtlichen Grazien; er schicket sich

nicht für die kühne Schönheit der Pallas, weil die Kühnheit den Reitzen der Grazien entgegen gesetzet ist.

XXIV. Kapitel.

Von dem Frauenzimmer.

Das Frauenzimmer hat wenig Enthaltsamkeit in monarchischen Staaten, weil sie der Unterschied des Ranges nach Hof berufet, wo sie den Geist der Freiheit annehmen, welchen man allein hier duldet. Jede bedienet sich ihrer Reitze, damit sie ihr Glück dadurch machen könne; (*) ihre Schwäche erlaubet ihnen keinen Stolz, deswegen sind Eitelkeit und Luxus ihre Götzen.

In despotischen Staaten führen die Frauenzimmer keinen Luxus ein; aber sie selbst sind der Gegenstand des Luxus. Sie müssen im höchsten Grade Sklaven sein. Hier fürchtet man sich, daß die Freiheit der Weiber schädlich sein würde. Ihre Zänkereien, ihre Unbesonnenheit, ihre Neigungen, ihre Eifer.

(*) Dies wird gewiß keine Hofdame dem Verfasser zugestehen, auch das schöne Geschlecht kann schweigen.

sucht, welche Kunst kleine Seelen besitzen, um grosse darein zu verwickeln, würden nicht ohne wichtige Folgen sein.

In Republiken sind die Frauenzimmer nach den Gesetzen frei; die Sitten aber machen sie zu Gefangenen.

Es ist gegen die Natur und gegen die Vernunft, daß die Frauen Meister im Hause sind; dieses aber nicht, daß sie ein ganzes Reich beherrschen. In dem ersten Falle verstattet ihnen ihre Schwäche keinen Vorzug; in dem zweiten Falle giebt ihnen ihre Schwäche mehr Annehmlichkeit und Mässigung.

Die Unterthänigkeit der Frauenzimmer passet sehr gut nach der Einrichtung der despotischen Staaten, wo man alles mißbraucht.

Das Einschliessen der Frauen ist eine natürliche Folge der Vielweiberei; die häußliche Ordnung erheischet dies. Der Schuldner, der nicht bezahlen kann, setzet sich in Sicherheit gegen die Verfolgungen seines Gläubigers. Dieses Einschliessen bringt die herrlichsten moralischen Folgen hervor, als nemlich: die Keuschheit, die Zurückhaltung, das Stillschweigen, den Frieden, die Unterthänigkeit, die Ehrfurcht, die Liebe; überhaupt eine gleichartige Empfindung, welche sich ganz allein auf die Erhaltung seiner Famillie beziehet.

Die Frauenzimmer haben vermög ihres Standes so viele Pflichten zu erfüllen, daß man sie nicht genug

von allem andern entfernen kann, was ihnen andere Begriffe machen könnte, von dem so zum Vergnügen, oder zu den Geschäften gehöret.

Die Vielweiberei überhaupt ist dem Menschengeschlechte nicht nützlich; keinem von beiden Geschlechte, so wohl demjenigen, der sie mißbrauchet, als derjenigen, die mißbrauchet wird; sie ist auch den Kindern nicht vortheilhaft; denn der Vater und die Mutter können nicht die nemliche Neigung zu ihnen tragen.

Die Vielheit der Weiber, wer wird es wohl glauben, führet zu einer Liebe, welche die Natur mißkennet. Es muß also nothwendig eine Trennung erfolgen; Selbige stillet die Lust zu einer andern nicht: es gehet bei der Unkeuschheit wie bei dem Geitze; sein Durst wird durch Erwerbung der Schätze nur noch mehr gereitzet.

In Ländern, wo die Frauen gleiche Freiheit mit den Männern geniessen, macht ihre Begierde zu gefallen, die gegenseitige Lust ihnen zu gefallen, daß man beständig die Gewohnheiten abändert. Beide Geschlechter verderben sich; eines wie das andere verliehret seine wesentliche und unterscheidende Eigenschaft.

Es ist eine wichtige Frage bei den Männern, ob es besser sei den Frauen ihre Freiheit zu nehmen, oder ihnen selbe zu lassen. Beiderseits sind wichtige Gründe. Wenn die Europäer sagen, daß es nicht

großmüthig sei jene Personen unglücklich zu machen, die man liebet, so sagen die Asiater, daß es niederträchtig sei, der Herrschaft zu entsagen, welche die Natur den Männern über die Weiber gab. Wenn man ihnen sagt, daß die grosse Zahl eingeschlossener Weiber beschwerlich sei, antworten sie, daß zehn Weiber, die gehorsam sind, weniger beschwerlich fallen, als nur eine ungehorsame. Sie machen den Einwurf, daß die Europäer nicht können bei ihren Weibern glücklich sein, weil sie ihnen untreu sind, worauf man ihnen antwortet, daß diese Treue, die sie so sehr anrühmen, den Eckel gar nicht verhindere, der auf die ersättigten Leidenschaften folget; daß eine einzige Besitzung nichts zu wünschen, nichts zu fürchten, verursache, daß eine kleine Buhlschaft ein Salz sei, welches beisset, und dem Verderbnisse vorbeuge. Vielleicht geräth man in Verlegenheit hierüber gut zu urtheilen; denn wenn die Asiater die Mittel aufsuchen, ihre Unruhe zu stillen, thun sie sehr gut, die Europäer handeln auch weislich, da sie keine deswegen haben.

Die Weiber haben über die Männer eine natürliche Oberherrschaft, nemlich jene der Schönheit, der niemand widerstehet. Bei den polizierteſten Völkern haben die Weiber jederzeit die Obergewalt über die Männer behauptet. Man sagt von

den Römern, daß sie allen Nationen Gesetze vorschrieben, aber ihren Weibern gehorsamten.

In den Morgenländern hat man allzeit den Gebrauch der Weiber vervielfältiget; dadurch benahm man ihnen die bezaubernde Macht, die sie in diesen Himmelsstrichen über die Männer haben. Die Gesellschaft von Frauen verderbt die Sitten, und bildet den Geschmack.

Unsere Verbindung mit dem schönen Geschlecht gründet sich auf das Vergnügen der Sinne, auf die Anzüglichkeit zu lieben und geliebt zu werden, auf die Begierde zu gefallen; denn dies sind die besten Beweggründe, die ein persönliches Verdienst bestimmen. Die allgemeine Begierde zu gefallen, hat die Gallanterie hervorgebracht, welche keine Liebe ist, sondern eine delikate, eine geschwinde Liebe, oder besser zu sagen, eine immerwährende Lüge der Liebe ist.

Gallanterie zu treiben, führt den Müssiggang ein; sie macht, daß sich die Frauenzimmer verderben, bevor sie verdorben werden: sie giebt jeder Kleinigkeit einen Werth, und verläßt das, was zuträglich wäre; sie macht, daß man sich blos nach den Maximen des Lächerlichen beträgt, welche das Frauenzimmer so gut einzuführen verstehen. Die Verletzung der Schamhaftigkeit setzt bei den Weibern schon zum voraus, daß sie auf alle Tugend Verzicht thun. Alle Nationen hegen eine Verachtung

gegen unenthaltsame Frauen: dies sagt die Natur allen Völkern. Es ist nicht wahr, daß die Unenthaltsamkeit dem Gesetze der Natur folge; denn sie verletzet dasselbe.

Der Verlust der Tugend ist bei dem Frauenzimmer mit so viel andern Fehlern verknüpfet, daß man in einem bevölkerten Staate die öffentliche Unenthaltsamkeit als das letzte Uebel betrachten kann.

Was soll man von den Frauen denken? Die Kunst ihr Gesicht zu schminken, die Zierarthen, mit denen sie sich herausputzen, ihre grosse Sorgfalt gegen sich selbst, die immerwährende Begierde zu gefallen, welche sie beschäftiget, sind dies nicht Beleidigungen ihrer Ehemänner? Nein: sie haben in ihrem Herzen einen gewissen Charakter von Tugend, der da eingepräget ist, den die Geburt verleihet, und die Erziehung schwächet; niemals aber vertilget. Sie können sich zwar von äusserlichen Pflichten losreissen, welche die Schamhaftigkeit erfordert; aber wenn es um den letzten Schritt zu thun ist, wiederspricht die Natur feierlich.

Die Natur, welche die Männer durch ihre Stärke und Vernunft unterscheidet, hat eben diese Stärke und diese Vernunft zu ihren Grenzen gemacht. Sie gab den Frauen Reitze, und wollte, daß ihre Macht sich mit den Reitzen endige.

Ein Frauenzimmer, so in grosser Hochachtung stehet,

und einen geringen Fehler an sich hat, kann ihn vortheilhaft begünstigen, und machen, daß man ihn als eine Grazie betrachtet.

Minder schöne Frauenzimmer haben oft Grazien, welche den schönen mangeln. Auch schöne Personen erwecken selten grosse Leidenschaften, nur jene bewirken dies, die Grazien besitzen, das ist, die Reitze haben, welche wir nicht bemerken. Ein Frauenzimmer kann nur auf eine Art schön sein; aber artig auf tausenderlei Weise.

Dies Gesetz ist bei beiden Geschlechtern, sowohl bei den wildesten, als polizierteſten Nationen eingeführet, daß die Männer befehlen, und die Frauen gehorchen sollen: Es zeigt sich aber, daß die Grazien dem weiblichen Geschlechte besonders eigen sind. Gleichwie sie alles zu verwahren haben, so haben sie auch die Gewalt es zu verbergen; das geringste Wort, die geringste Geberde, alles was sich an ihnen zeiget, ohne die Hauptpflicht zu verletzen, alles was sie in Freiheit setzet, wird zur Grazie; und dieses ist die Klugheit der Natur, welche dem, das nie ohne das Gesetz der Schamhaftigkeit sein wird, einen unendlichen Werth durch dieses glückselige Gesetze ertheilet, welches das Wohl des Universums ausmacht.

Es ist ein Unglück für ein Frauenzimmer, nicht geliebt zu sein; aber nicht mehr geliebt zu werden, ist ein Schimpf. Frauen, welche ihre Reitze ver-

schwinden sehen, wünschen sich wieder in ihr jugendliches Alter zurück zu wandeln. Ach! wie suchen sie nicht andere zu betrügen? Sie wenden alle Kräften an um sich selbst zu betrügen, und sich von diesem niederschlagenden Gedanken zu entledigen.

Die Frauen befriedigen ihre Neigung zum Spiel in ihrer Jugend, damit sie eine Lieblingsleidenschaft begünstigen. Aber wie sie anfangen älter zu werden, scheinet sich diese Leidenschaft wieder zu verjüngern, und besetzt den Platz der andern. Sie wollen ihre Männer zu Grund richten, und damit sie dieses ausführen, haben sie Hilfsmittel in jedem Alter. Die vielen Kleider und Modenzierathen machen den Anfang der Unordnung, der Buhlschaft vermehret selbe, und das Spiel endigt sie.

Derjenige, der bei Hof ist, der Minister, Magistratspersonen, Prälaten arbeiten sieht, aber die Frauen nicht kennet, welche regieren, gleichet demjenigen, der eine Maschine spielen sieht, und ihre Triebfedern nicht weiß.

Die Rolle eines schönen Frauenzimmer ist schwehrer, als man sich einbildet; niemand ist so beflissen als sie Morgens an ihrem Putztische; Kein kommandierender General ist aufmerksamer die Oberhand zu gewinnen, als sie ein Schminkpflästerchen anzubringen, wenn eines mangeln sollte, wovon sie sich siegreiche Folgen verspricht.

XXV. Kapitel.

Von Regierungsmaximen.

Jene Regierungsform ist der Natur am angemessensten, dessen Privateinrichtung sich am vortheilhaftesten auf das Volk bezieht, für welches selbe eingeführet ist; jene ist die vollkommenste, welche ihren Zweck ohne viel Unkosten erreichet; auch jene, welche die Menschen auf eine Art leitet, die ihren Neigungen und Absichten anpasset.

Wenn bei einer sanften Regierung das Volk eben so unterthänig ist, als bei einer strengen, muß man die erstere vorziehen, weil sie der Vernunft angemessener ist, und die Strenge ein fremder Beweggrund ist.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß nur eine gute Regierung glücklich mache. Man hat angefangen den Machiavelismus fahren zu lassen. Was man sonst einen Staatsstreich nannte, wurde man heut zu Tage nicht ohne Schrecken ansehen, und als die gröste Unklugheit ausschreien. Es ist ein Glück für die Menschen, wenn sie in der Lage sind, wo sie ihre Leidenschaften zum Bösen reitzen, daß sie es aus andern Absichten nicht sind.

Viele Dinge sind es, die den Menschen regieren:

das Klima, die Religion, die Gesetze, die Regierungsmaximen, ältere Beispiele, Sitten, Gewohnheiten, woraus sich eine ähnliche Denkungsart bildet. Je nachdem nun eine von diesen Ursachen mehr Einfluß hat, so wirken die andern desto weniger.

Der Hauptgegenstand der Römer war ihre Vergrösserung, bei den Lacedämoniern der Krieg, die Religion bei den jüdischen Gesetzen, die Handlung zu Marseille, die allgemeine Ruhe bei den Chinesern, bei den Rhodiern die Schiffart, die Freiheit bei den Wilden, überhaupt die Ergötzlichkeiten des Fürsten in despotischen Staaten, des Monarchen und seiner Staaten Ruhm in Monarchien, und die Unabhängigkeit eines jeden in Pohlen.

Was man bei einem politischen Körper Vereinigung nennet, ist eine sehr zweideutige Sache. Die wahre Vereinigung ist eine Harmonie, daß alle Theile, wenn sie auch einander entgegen zu sein scheinen, zum allgemeinen Besten das ihrige beitragen, wie die Dissonanzen in der Musik zu dem ganzen Accord. Es kann auch diese Vereinigung in einem Staate sich befinden, wo man nichts als Unruhen zu sehen glaubet, das ist, eine Harmonie, die das allgemeine Glück ausmacht, welches allein der wahre Friede ist. Dieser Zustand gleichet den Theilen der ganzen Allheit, die allzeit mit einander verbunden sind durch die

Wirkungen der einten und die Gegenwirkungen der andern.

Wir sehen in einem Jahrhunderte, oder bei einer Regierung, daß verschiedene Staaten ihr Ansehn zu vergrössern suchen, daß einer über den andern Vortheile zu erhalten trachtet; nun würde man sich betrügen, wenn man ihre Unternehmungen als ein gewisses Zeichen ihres Verderbnisses ansehen würde. Es ist ein Unglück für die Menschen, daß die Grossen selten genug Mässigung haben, und weil es allzeit leichter ist von seiner Stärke Gebrauch zu machen, als selbe zurück zu halten, so kann es auch sein, daß es viel leichter ist in der höhern Klasse von Menschen sehr tugendhafte, als sehr kluge Menschen zu finden.

Der Gesetzgeber muß den Geist der Mässigung einflössen; Das politische, wie das moralische Gut hat seine zwei Grenzen. Durch Aufmunterung zu gewinnen, ohne Zwang zu leiten, ohne daß man nöthig hat zu befehlen, ist die gröste Geschicklichkeit. Die Vernunft hat ihre gewisse Regierung, sie hat auch eine tirannische Regierung; man wiedersteht ihr; allein dieser Wiederstand ist ihr Triumph: warte man ein wenig, so wird man sie zu sich zurück zu kehren genöthiget haben.

Es giebt zwo Gattungen von Tirannei: eine ist eine wahre, die in der Gewaltthätigkeit der

Regierung bestehet; die andere beruht in der Einbildung, die sich bei den obrigkeitlichen Personen sichtbar macht, da sie Sachen einführen, woran sich die Denkungsart einer Nation stößt.

Man beleidiget die Menschen niemals mehr, als wenn man ihre Gebräuche und Ceremonien beschimpfet. Man kann selbe vertilgen, und bisweilen geschieht ihnen eine Gefälligkeit dabei; aber ihre Gewohnheiten zu beschimpfen ist allzeit ein Zeichen der Verachtung. Ueberhaupt haben alle Völker sehr viel Liebe zu ihren Gewohnheiten; ihnen selbe mit Gewalt wegnehmen, heißt sie unglücklich machen: man muß sie gewinnen, daß sie selbst selbe abändern.

Wenn man Sitten und Gewohnheiten abändern will, müssen dieses nicht Gesetze bewerkstelligen; es ist besser, wenn man selbe durch andere Sitten und Gewohnheiten verwechselt: diese Abänderung muß durch Beispiele geschehen. Es giebt Mittel die Verbrechen zu verhindern, und diese sind die Straffen; es giebt auch Mittel, Gewohnheiten abzuschaffen, und diese sind die Beispiele.

Es ist keine Tirannei grausamer als jene, welche man mit einem Anstrich von Gerechtigkeit und Gesetzmässigkeit ausübet; denn dadurch werden die Unglücklichen gleichsam auf dem Brette ersäuffet, auf welchem sie sich gerettet hatten.

Ein Volk erträgt es leicht, wenn man von ihm neue Auflagen abfordert, weil es nicht weiß, ob es nicht auch einen Nutzen davon haben wird; wenn man aber dasselbe beschimpfet, so empfindet es nichts so sehr als sein Unglück, es denkt sich noch alle Uebel hinzu, die nur immer möglich sind.

Es ist ein falscher Schluß, wenn man behauptet, daß das Wohl des Privatmannes dem allgemeinen weichen müsse. Dieses findet nur Platz in dem Falle, wo es um die Freiheit der Bürger gehet. Das allgemeine Wohl bestehet nicht darinn, daß man den Privatmann seiner Güter beraube, sondern daß er dieselben unveränderlich beibehalte. Wenn der Magistrat ein öffentliches Gebäude aufführen oder einen neuen Weg machen will, muß er den Bürger schadlos halten.

Der Staat muß den Bürger einer Erhaltung, einer vernünftigen Kleidung, und einer Lebensart versichern, die nicht gegen die Gesundheit ist; Wenn alles gehorsamet, wenn alles arbeitet, ist der Staat in einer glücklichen Lage.

Wenn man eine allgemeine Gewohnheit für alle besondern Gewohnheiten einführen wollte, so wäre dieses sehr unbesonnen, auch zur Zeit, wo alles dem Regenten gehorsam ist. Denn, wenn es wahr ist, daß man nichts abändern soll, weil die Ungereimtheiten den Vortheilen gleich sind, so ist

es noch weniger thunlich, da die Vortheile klein, und das Ungereimte unermeßlich ist.

Es giebt gewisse Ideen von Gleichförmigkeit, die grosse Geister anwandeln, und die Kleingeister zum Unwillen reitzen, als gleiche Polizei, gleiche Maaßregeln in der Handlung, die nemliche Gesetze im Staate, die gleiche Religion in allen ihren Theilen. Allein ist das Uebel abzuändern weniger groß, als jenes zu dulden? Da doch die Bürger dem Gesetze gehorchen müssen, was hindert es denn, da sie dem alten Gesetze gehorsamen?

Neue Verordnungen sind allzeit Heilsmittel, die ein gegenwärtiges Uebel andeuten. Die alten Satzungen enthalten gemeiniglich Verbesserungen, und die neue Mißbräuche. In dem Laufe einer langen Regierung schleichen sich unvermerkt Uebel ein, und zum Guten kömmt man nur mit grosser Bemühung.

Der gröste Gehorsam gründet sich auf die Unwissenheit desjenigen, der gehorsamet, auch setzt er jene zum voraus, bei dem, der befiehlt; hier darf man nicht um Rath fragen, nicht zweifeln, nicht Gegengründe einwenden, sondern man muß thun.

Es ist keine gleichgiltige Sache, daß ein Volk aufgekläret werde. Die Vorurtheile des Magistrats haben ihre Existenz den Vorurtheilen der

Nation zu verdanken. In den Zeiten der Unwissenheit hat man keine Zweifel, auch alsdenn nicht, wenn man die grösten Uebel ausübet; in aufgeklärten Zeiten zittert man auch, wenn man die grösten Wohlthaten verrichtet. Man empfindet die alten Mißbräuche, und siehet die Nothwendigkeit der Verbesserung; ja man siehet sogar die Mißbräuche der Verbesserung selbst. Man läßt das Uebel, wenn man das schlimmere fürchtet; man läßt das Gute, wenn man an einem bessern zweifelt.

Es ist gefehlt, wenn man glaubet, daß in der Welt ein menschliches Ansehen sei, welches in allem Betracht despotisch ist. Die ungeheuerste Macht hat allzeit auch ihre Grenzen. Jede Nation hat eine allgemeine Denkungsart, auf welcher sich die Macht gründet: wenn sie selbe abändert, so wird auch die Macht umgeändert, und nothwendig gehemmet.

Das Glück beherrschet nicht die ganze Welt. Es giebt allgemeine Ursachen, sie mögen menschliche oder moralische sein, die in einer Monarchie wirken, die selbe erheben oder schützen, oder stürzen. Jeder Nebenumstand hängt von diesen allgemeinen Triebfedern ab; und wenn ein Zufall bei einer Schlacht, das ist, einzelne Ursachen einen Staat in das Verderben bringen, so findet sich eine allgemeine Ursach, nach welcher der Staat wegen einer einzigen verlohrnen Schlacht hat müssen zu

Grunde gehen. Mit einem Worte, die Grundursach ziehet alle Nebenumstände mit sich.

Fehler, welche die Staatsmänner begehen, sind nicht allzeit freiwillig. Sie sind bisweilen Folgen der Lage, worinn man sich befindet; eine Ungereimtheit ziehet die andere nach sich.

Wenn eine Nation entweder von Natur, oder von ihrer Einrichtung besondere Vortheile hat, soll sie davon Gebrauch machen. Ein gut eingerichteter Staat muß von seinem Aufwande eine gewisse Summe für Zufälle aufbewahren. Es bleibet die nemliche Verhältniß zwischen dem Publikum und Privatleuten, welche verderben, da sie ihr jährliches Einkommen richtig verzehren.

Ein Reich, das durch die Waffen gestiftet wird, muß sich sorgfältig durch die Waffen schützen. Aber gleichwie, wenn ein Staat in Unruhen ist, nicht daran gedenket, wie er sich aus denselben herauswinden soll, also denket man im Frieden, wo die Macht noch beträchtlich ist, nicht daran, wie sich selbe abändern könne. Die Kriegszucht wird vernachlässiget, weil man glaubet nichts zu hoffen zu haben, und aber alles zu fürchten, und bisweilen schwächet das Kriegswesen noch dazu.

Grosse Flotten, wie grosse Armeen zu Lande, haben fast niemals etwas ausgerichtet. Gleichwie sie den Staat erschöpfen, wenn der Zug weitschichtig ist, oder wenn ihnen ein Unglück zustößt,

so können sie auch nicht unterstützet, oder ergänzet werden; wenn ein Theil zu Grunde gerichtet wird, so ist der übrige ohnmächtig, weil die Kriegs- und Lastschiffe, die Reuterei, das Fußvolk, der Vorrath und jeder Theil von dem Ganzen abhängt. Wenn man sich langsam zurüstet, so findet man allzeit schon gerüstete Feinde; selten geschieht es, daß der Angriff zu einer bequemen Zeit geschieht, man verfällt in die Zeit, wo die Witterung ungestümm ist, viele Nothwendigkeiten sind noch nicht zubereitet, weil man sich den Anfang später vorgestellet hat.

Unsere Armeen gehen meistens durch die übermässige Arbeit der Soldaten zu Grunde; weil sie von dem grösten Müssiggange zur strengsten Arbeit angehalten werden.

Eine lange Erfahrung hat Europa belehret, daß ein Regent, der eine Million Unterthanen hat, nicht mehr als zehntausend Mann halten könne, wenn er sich nicht verderben will. Das Verhältniß der Soldaten gegen das Volk ist in unsern Tagen wie eines zu hundert.

Dies ist nicht allzeit der wahre Verlust, wenn man etlich tausend Mann verliehret, obwohlen es traurig für einen Staat ist; aber der eingebildete Verlust, die Muthlosigkeit, die alle Stärke benimmt, welche das Glück noch übrig gelassen.

Der Friede läßt sich nicht kauffen; weil derjenige,

der ihn verkauft hat, nicht mehr im Stande ist denselben wieder zu kauffen. Es ist besser eine unglückliche Schlacht zu wagen, als den Frieden um Geld zu erkauffen: denn man achtet allzeit einen Fürsten, den man nur nach einem langen Wiederstand überwindet.

In Monarchien und despotischen Staaten trachtet niemand nach der Gleichheit, sondern nach der Oberstelle.

Das Inquisitionsgericht ist bei allen Regierungsformen unerträglich. In den Monarchien macht es Ohrenträger und Verleumder, in Republiken boshafte Leute, und in despotischen Staaten ist es eine Zerstöhrerinn, wie die Regierungsform selbst.

In Monarchien ist es schon gut, wenn man die Ehrenämter verkauft, indem man daraus ein Familienhandwerk macht, wozu die Tugend viele nicht bewegen würde. (*)

Eine allgemeine Regel ist es, daß grosse Belohnungen in einer Monarchie oder Republik Zeichen ihres Zerfalles sind, weil sie beweisen, daß ihre Grundsätze verdorben sind; daß der Gedanke von Ehre nicht mehr viel Einfluß hat; daß auch anderseits der Bürger geschwächet ist.

(*) Die armen Unterthanen fühlen nur gar zu wohl die traurigen Folgen hievon.

Gleichwie die Grundsätze der Erziehung uns zu künftigen Bürgern zubereiten, so muß jede einzelne Familie nach dem Plan der grossen Familie beherrschet werden, welche alle in sich einschließt.

Je mehr phisische Ursachen den Menschen zur Ruhe bewegen, desto mehr müssen ihn moralische davon entfernen. Die Erde zu bauen ist die gröste Arbeit für die Menschen; je mehr nun das Klima ihm einen Ueberdruß vor dieser Arbeit macht, desto mehr muß ihn Religion und Gesetze dazu aufmuntern.

Da sich die Demokratie auf den Geist der Handlung gründet, so kann es sehr oft geschehen, daß Privatleute unermeßliche Reichthümer besitzen, und die Sitten doch nicht verdorben sind. Denn der Geist der Handlung gesellschaftet sich mit dem Geist der Sparsamkeit, der Oekonomie, der Mässigung, der Arbeit, der Klugheit, der Ruhe, der Ordnung. So lange also dieser Geist obwaltet, so bringen die Reichthümer keine bösen Wirkungen hervor; jene Reichthümer sind verdächtig, die eine Wirkung des Zufalls sind, die nicht von der Industrie der Nation, weder von der Zahl der Innwohner, noch von dem Anbau des Erdreichs herrühren. Zertheilung in Parthien ist in einem Senate gefährlich; sie ist gefährlich bei dem Adel, nicht aber bei dem Pöbel, der gewöhnt ist allzeit leidenschaftlich zu handeln.

Die Reden sind so vielen Auslegungen unterworffen, der Unterschied zwischen Unbescheidenheit und Bosheit ist so groß, und die Ausdrücke dabei so zweideutig, daß die Gesetze blose Worte nicht mit dem Tode strafen können. Worte machen kein körperliches Verbrechen aus, sie bleiben nur in den Ideen.

In demokratischen Staaten verhindert man satirische Schriften nicht, weil selbe gemeiniglich gegen die mächtigern abgefasset sind, welches der Bosheit des Pöbels schmeichelt, der regiert. In Monarchien werden sie verbothen; aber sie sind mehrmals die Geisel der Polizei als des Lasters. Sie können Mißvergnügte trösten, das Verlangen nach Rang vermindern, den Pöbel geduldig machen, daß er über sein hartes Schicksal lachet. Die Aristokratie verbannet alle satirischen Schriften; die Magistratspersohnen sind allda kleine Fürsten, die nicht groß genug sind, die Unbilden zu verachten. Ein Monarch ist so erhaben, daß diese Sticheleien nicht bis zu ihm dringen; die aber einen aristokratischen Herrn auf allen Seiten durchbohren.

Das Ausspionieren könnte vielleicht noch erträglich sein, wenn es ehrbare Leute verrichteten: allein die Ruchlosigkeit der Person läßt uns auf die Ruchlosigkeit der Sache schliessen.

Wenn Schriften ohne Namen des Verfassers einen andern vor dem ganzen Publikum beschuldigen,

so geschieht dies nicht vor dem Regenten, wohl aber vor dem Magistrat, der Gesetze hat, die den Verläumdern fürchterlich sind.

Es ist eine allgemeine Regel, daß in allen Ländern, wo man den Männern die Erlaubniß giebt sich scheiden zu lassen, man selbe auch den Frauen zugestehen müsse.

XXVI. Kapitel.

Vermischte Sachen.

Von Gott.

Wenn ein Gott ist, so muß er nothwendig gerecht sein; denn wenn er es nicht wäre, so wäre er das schlimmste und unvollkommenste unter allen Wesen.

Die Menschen können Ungerechtigkeiten begehen, da sie ihr Interesse dazu verleitet, und sie sich lieber selbst Genugthuung verschaffen, als daß es ihnen andere thun. Aber es ist unmöglich, daß Gott jemals eine Ungerechtigkeit begehe. Weil man voraus setzet, daß er die Gerechtigkeit sei, so muß er nothwendig dieselbe befolgen; denn gleichwie

er nicht für sich sorgen darf, und sich selbsten genug ist, so würde er das böseste Wesen sein, weil er ohne Interesse wäre.

Was soll man von jenen Lehrern denken, die Gott als ein Wesen vorstellen, das nach aller seiner Macht Tirannei ausübet; die ihn auf eine Art handeln lassen, worüber wir selbst schamroth würden, weil wir uns fürchteten ihn dadurch zu beleidigen; (*) die ihn mit allen Unvollkommenheiten sich denken; und in ihren widersprechenden Meinungen bald als ein böses Wesen, bald als ein Wesen, das das Uebel hasset und strafet, vorstellen?

Die grösten Philosophen, die über die Natur der Gottheit nachgedacht haben, sagten, daß er ein im höchsten Grade vollkommenes Wesen sei; allein sie haben diesen Begriff sehr mißbrauchet: sie nennten alle mögliche verschiedene Vollkommenheiten, die der Mensch haben, oder sich einbilden kann, eigneten selbe der Gottheit zu, ohne zu gedenken, daß dergleichen Eigenschaften einander hinderlich sind, und daß selbe in dem nemlichen Subjekt nicht bestehen können, ohne dasselbe zu zernichten.

(*) Daß es Begriffe aus der Mönchswelt sind, die Gott den Herrn wie Jupiter im Riesenkriege handeln, oder nach dem Beispiel ihrer Obern sultanisieren läßt.

Bisweilen mangelt Gott eine Vollkommenheit, die an ihm eine Unvollkommenheit wäre; allein er ist nicht begrenzet, als durch sich selbst, er ist sich selbst nothwendig. Gleichwie also Gott unendlich mächtig ist, so kann er weder seine Versprechen verletzen, noch die Menschen betrügen. Die Unmächtigkeit selbst ist nicht in ihm, sondern in relativen Dingen; und dies ist die Ursach, warum er die Wesenheiten nicht verändern kann.

Von den Fürsten.

Der Fürst ist allzeit der gröste Bürger des Staats, er zieht das meiste Interesse zu seiner Erhaltung.

Der Anfang der Regierung eines bösen Fürsten ist oft wie das Ende der guten; denn wegen dem Wiederspruch des Betragens bei den Nachfolgern können sie das thun, was die Vorfahren aus Antrieb der Tugend thaten; und dies ist der Geist des Wiederspruchs, dem wir gute und auch schlimme Einrichtungen zu verdanken haben.

Aufgehäufte Schätze der Fürsten hinterlassen gemeiniglich traurige Folgen; sie verderben den Nachfolger, der davon aufgeblasen wird, und wenn sie sein Herz nicht verderben, so verderben sie den Geist. Im Anfange bewegt ihn seine Macht zu grossen Unternehmungen, die aber nur zufällig ist, und nicht lange dauern kann, die nicht natür-

lich ist, die geschwinder sich verliehrt, als sich vergrössert.

Plätze, welche die Nachwelt einräumet, sind eben so den Launen des Glückes ausgesetzt, wie andere. Es ist ein Unglück für den Ruhm eines Fürsten, wenn ihm eine Parthie überlegen ist, die herrschend wird, oder die es versucht das Vorurtheil zu zerstöhren, das ihn überlebet.

Es ist etwas gemeines, Fürsten zu sehen, die eine Schlacht zu liefern wissen; aber wenige, die Kenntnisse genug haben, den Krieg zu führen, die im Stande sind sich des Glückes zu bedienen, oder demselben abzuwarten; und die mit dieser Vorbereitung des Geistes, der ein Mißtrauen auf Unternehmungen erweckt, dennoch nichts fürchten bevor sie es unternommen haben.

In einem Staate, der von einem Fürsten beherrschet wird, werden streitende Parthien leicht vereinigt; weil er die Macht in seinen Händen hat, sie zu nöthigen; aber in einer Republik dauern sie viel länger, indem das Uebel meistentheils die Macht anfällt, welche die Zweitracht heilen sollte.

Nirgends ist eine uneingeschränktere Macht, als wenn ein Regent eine verunglückte Republik zu regieren bekömmt; denn da findet er die ganze Macht des Volks, das sich selbst keine Grenzen setzen konnte; so sehen wir in unsern Tagen die

Könige von Dänemark die willkührlichste Macht ausüben, die nur immer in Europa zu finden ist.

Einem Regenten kann kein grösserer Schimpf erwiesen werden, als wenn man ihm die Allianz abschlägt, und auch keine grössere Ehre, als wenn man ihn in das Bündniß einschließt. Es ist bei den Menschen nichts ruhmwürdigeres, und ihnen zugleich nützlicheres, als wenn sie auf ihre Erhaltung bedacht sind.

Gleichwie die Völker den Gesetzen unterworfen sind, eben so verpflichtet den Regenten sein gegebenes Wort. Grosse Könige, die nicht von andern Mächten gehindert sind, machen sich selbst eigene Fesseln, sie stellen das Bild der Gottheit vor, der unabhängig und allzeit getreu in seinen Versprechen ist.

Güte ist eine Haupteigenschaft der Regenten, die sie unterscheidet; Monarchen gewinnen durch die Güte alles; sie ist eine Folge der Liebe, und macht ihnen so viel Ruhm, daß es fast allzeit ein Glück ist Gelegenheit zu haben selbe auszuüben.

Ein Regent muß mit seinen Unterthanen aufrichtig, freimüthig, und mit Zutrauen handeln. Derjenige, der von Unruhe, Furcht, Mißtrauen gefoltert wird, ist eine Person, die eine sehr ungewisse Rolle spielet. Der gar keine Furcht hat, kann nicht glauben, wie sehr man ihn liebet; und warum sollte man ihn nicht lieben? Er ist

bey nahe die Quelle von allem Guten, die Bestrafungen werden bloß den Gesetzen zugeschrieben. Er zeiget sich dem Volk allzeit mit einem heitern Blick; seinen Ruhm theilt er mit uns, und seine Macht schützet uns. Wenn es der Monarch wüßte! sagt das Volk: diese Worte verrathen eine Anrufung.

Wo ist der Regent, der sagen kann: „Ich bin der König eines Volks, das mich liebet; Väter wünschen mir eben so sehr ein langes Leben, wie ihren Kindern; die Kinder fürchten sich eben so sehr mich zu verliehren, als ihre Väter; meine Unterthanen sind glücklich, und ich bin es auch!

Die Sitten des Regenten tragen eben so viel zur Freiheit bei, wie die Gesetze. Wenn er freie Seelen liebt, wird er Unterthanen haben; liebt er aber niederträchtige, so wird er Sklaven haben. Will er die grosse Kunst zu regieren verstehen, so muß er trachten, daß Ehre und Wahrheit sich ihm nähern, daß das persönliche Verdienst belohnet werde, auch muß er sein Augenmerk auf die Fähigkeiten wenden. Er darf jene Nebenbuhler nicht fürchten, die man Männer von Verdienst nennet, er ist ihnen gleich, er liebet sie deswegen. Er soll das Herz gewinnen, aber den Geist nicht fesseln; er muß sich herunter lassen. Er muß gegen die Liebe seiner geringsten Unterthanen sich zärtlich zeigen, weil selbe allzeit Menschen sind.

Von den Höflingen.

Die Regenten betrachten allzeit ihre Höflinge als ihre getreuesten Unterthanen. (*)

Ehrgeitz bei dem Müssiggang, Niederträchtigkeit bei dem Stolze, die Begierde sich zu bereichern ohne Arbeit, die Abneigung gegen die Wahrheit, Schmeichelei, Betrug, Treulosigkeit, Vernachlässigung seiner Pflichten, Verachtung der bürgerlichen Pflichten, Furcht vor der Tugend des Regenten, Hoffnung auf seine Schwachheiten, ist der Charakter der meisten Hofleute, er zeichnet sie an allen Orten und zu allen Zeiten aus. Nun ist es sehr unanständig, daß die Regenten schlecht, und die Untergeordnete gut sein sollen; daß diese Betrüger sind, und die andern blos bewilligen betrogen zu sein.

Die Hofmanier besteht darin, daß man seine eigene Grösse vertauscht für eine erdichtete. Diese schmeichelt dem Höflinge mehr als seine eigene. Sie schminket ihn mit einer gewissen stolzen Sittsamkeit, die sich sehr ausbreitet, die aber der Stolz verkleinert, je mehr man sich dieser Grösse nähert.

Man findet bei Hofe eine Delikatesse des Geschmacks

(*) Und sind es, leider so selten.

Geschmacks bei allen Gegenständen, die von einem beständigen Ueberfluß eines grossen Glückes herrühret, die Manichfaltigkeit, die Ermüdung an Vergnügungen, die Vielheit zeugen sie, ja selbst die Phantasien, weil sie angenehm sind, sind allzeit willkommen.

Von Ministern.

Es ist fast niemals ein Regent so schlecht, wo seine Minister nicht schlechter sind. Wenn er etwas schlechtes thut, so ist es ihm gemeiniglich angerathen worden; es ist also der Ehrgeitz eines Regenten weniger gefährlich, als die Niederträchtigkeit seiner Minister. Aber wie kann ein Mensch, der erst seit gestern in das Ministerium eingetretten ist, und Morgen schon daraus verbannt sein kann, in einem Augenblick sein eigener Feind werden, an seiner Familie, an seinem Vaterlande? Wie kann er das Volk, woraus er entsprossen ist, unterdrücken?

Jeder Regent hat Leidenschaften, und der Minister setzet selbe in Bewegung. Nach dieser Stimmung regiert er sein Ministerium, er hat keine andere Absicht, noch will er etwas anders wissen. Die Höflinge verführen ihn durch ihre Lobeserhebungen, und der Minister schmeichelt ihm noch gefährlicher durch seine Anschläge, durch Absichten,

die er ihm einflösset, und Maximen, die er ihm vorlegt.

Es ist eine böse Handlung die geringern Unterthanen bei dem Regenten anzuschwärzen, heißt dies nicht eine ganze Nation anschwärzen, ihr die Wohlgewogenheiten desjenigen rauben, den die Vorsicht gesetzt hat, sie glücklich zu machen?

Es ist schon lange, da man sagte, Treu ist die Seele eines grossen Ministers. (*) Der Privatmann kann sich in seiner Dunkelheit freuen, er setzt sich nur bei wenigen in einen schlechten Ruhm; er hält sich vor den andern verborgen. Aber ein Minister, der keine Rechtschaffenheit besitzt, hat Zeugen und Richter so viel, als er Leute regieret; das gröste Uebel, das ein Minister ohne Rechtschaffenheit ausübet, ist, wenn er nicht nur seinem Regenten schadet, sondern auch sein Volk ruinieret; noch tausendmal gefährlicher ist das böse Beispiel, das er giebt.

Das gröste Laster begehet ein Minister, da er die Sitten einer ganzen Nation verderbet, großmüthige Seelen heruntersetzt, den Würden den Glanz raubet, die Tugend selbst verfinstert, und die höchste Geburt der allgemeinen Verachtung aussetzet. Man nennet bei uns denjenigen ein grosser

(*) Vielleicht dörfen wir dieses goldene Zeitalter nicht mehr erwarten.

Minister, der die öffentliche Einkommen klug auszutheilen weiß; allein derjenige ist groß, der arbeitsam ist, und dasjenige aussindig macht, was man nützlich nennet.

Zur Verwaltung der Finanzen gehört sehr viel Kunst und Geheimniß. Grosse Genie müssen es sein, die Tag und Nacht arbeiten; die immer uns mit angestrengtem Fleiß neue Projekte machen; die jene, die für sie arbeiten, geduldig anhören, ohne darum gebethen zu sein; welche sich in ihr innerstes Gemach verbergen, das den Grossen unzugänglich, und den geringen offen steht; welche immer den Kopf mit nützlichen Geheimnissen und bewunderungswürdigen Absichten angefüllt haben, und neue Sisteme ausarbeiten; welche von ihren Betrachtungen dahingerissen, die Sprache, und auch bisweilen die Höflichkeit selbst vergessen.

Von dem Magistrat.

Bei allen Magistratsverwaltungen muß man die Grösse der Macht durch die Kürze ihrer Dauer ergänzen.

Ein Collegium, das die Gesetze zu bewahren hat, gehorsamet niemals besser, als wenn es einen langsamen Schritt wandert, wenn es diese Bemerkungen über die Geschäfte des Regenten macht, daß man nicht leicht einen Fehler vermuthen könne,

in der Einsicht des Hofes, in Staatsgesetzen, noch eine Uebereilung in seinen Anschlägen.

Die Parlamenter gleichen jenen Ruinen, die man mit Füssen tritt, die aber allzeit die Idee eines alten Tempels erwecken, der durch die Religion des Alterthums berühmt war. Ihr Ansehen ist kraftlos, wenn nicht eine unvermuthete Gelegenheit ihnen Stärke und Leben giebt. Diese grossen Körper haben auch die Wandelbarkeit des menschlichen Schicksals erfahren: sie haben der Zeit nachgegeben, die alles zerstöhret, dem Verderbnisse der Sitten, das alles schwächet, der höchsten Macht, die alles zu Boden wirft.

Die Parlamenter sind Gesellschaften, die dem Hofe allzeit gehässig sind. Sie nähern sich Königen nicht, als wenn sie ihnen traurige Wahrheiten vorzutragen haben; da indessen ein Schwarm von Höflingen ihnen ein glückliches Volk unter ihrer Regierung anpreiset, enthüllen sie die Schmeicheleien, und bringen die Seufzer und Thränen an den Fuß des Thrones, die bei ihnen abgelegt wurden.

Es ist eine schwere Last die Wahrheit vor den Thron des Regenten zu tragen. Sie müssen wohl bedenken, daß diejenigen, die es thun, gezwungen thun, und daß sie sich nicht entschliessen würden, diese traurige Schritte für andere zu thun, wenn

sie nicht ihre Pflicht, ihre Hochachtung und ihre Selbstliebe dazu antrieben.

Von der Klerisei.

Einzelne Familien können aussterben; auch haben ihre Güter keine beständige Bestimmung. Die Klerisei ist eine Familie, die niemals ausstirbt, ihre Güter sind für allzeit bestimmt, und leiden keine Abänderung. Einzelne Familien können sich vergrössern; auch ihre Güter sollten wachsen. Die Klerisei ist eine Familie die sich niemals vermehren soll, und ihre Güter müssen bestimmt sein. Lasse man heilig und unverbrüchlich der Klerisei ihr altes und nothwendiges Eigenthum, und dieses soll eben so fixiert und ewig sein, wie sie; aber neue Güter nehme man ihr ab. (*) Lasse man die Regel abändern, weil sie zum Mißbrauch geworden ist; gedulde man den Mißbrauch, weil er zur Regel zurückkehret.

Die bürgerlichen Gesetze finden bisweilen Hindernisse einführte Mißbräuche abzuschaffen, weil sie mit Sachen verwandt sind, vor denen man Hochachtung haben muß. In solchen Fällen zeichnet eine heimliche Einrichtung den Geist des Gesetzgebers mehr aus, als eine andere, die gerade zu auf

(*) Joseph II. scheinet diese Maximen gut zu verstehen.

die Sache abzielet. Anstatt die Eroberungen der Klerisei zu vertheidigen, muß man trachten ihr ein Mißfallen daran zu erwecken; (*) das Recht ihr lassen, und die Sach wegnehmen.

Ordensgeistliche, die sich für alle Zeiten erhalten wollen, müssen ihre Grundstücke nicht verkauffen, noch verschulden. Diese Leute spielen gegen das Volk, sie haben auch die Bank gegen dasselbe.

Von dem Rechte.

Das Völkerrecht gründet sich auf diesen Grundsatz, daß verschiedene Nationen sich zur Friedenszeit alles Gute erweisen sollen, und im Kriege so wenig Uebel, als immer möglich ist, ohne ihrem wahren Interesse zu schaden.

Der Richter muß einem Bürger, wie dem andern Gerechtigkeit wiederfahren lassen: ein jedes Volk muß es gegen sich thun, und gegen ein anderes auch. Das Interesse von zwey Nationen ist durchgehends so verschieden, daß man bei Verwaltung der Gerechtigkeit es sehr gut sehen kann.

Die Nationen sind in Rücksicht des Ganzen das, was Privatleute in einem Staate sind, sie werden durch das Gesetz der Natur und ihre selbstgemächte

(*) Hiezu würden grössere Redner, als Demostenes und Cicero erfordert.

Gesetze beherrschet. Ein Volk kann dem andern die See abtretten, wie das feste Land.

Eine einzelne Gesellschaft macht keine Gesetze für eine andere; es ist lächerlich, wenn man die Rechte der Königreiche, der Nationen, des ganzen Erdkreises nach den nemlichen Maximen beurtheilen will, nach welchen man Kleinigkeiten zwischen Privatleuten entscheidet.

Jene Friedensschlüsse sind nicht rechtmässig, nach welchen man mehr abtretten und ersetzen muß, als der verursachte Verlust beträgt; sonsten ist dies eine Gewaltthätigkeit, der man nicht allzeit vorbeugen kann; viel weniger kann man das verlohrne wieder erhalten, da man sich gewaltthätiger Mittel bedienet, ohne grössere Uebel anzurichten, als der Vortheil ist, denn man erwartet hat. Dies ist das allgemeine Recht; dies ist das Völkerrecht, oder besser das Recht der Vernunft.

Ein Bündniß, das zwo Nationen mit einander machen um die dritte zu unterdrücken, ist nicht rechtmässig, man kann selbe verletzen, ohne sein Gewissen zu beschweren.

Die Leidenschaften der Regenten, die Geduld der Völker, die Schmeicheleien der Schriftsteller haben die Grundsätze des allgemeinen Rechtes verdorben.

Das Staatsrecht, wie es heut zu Tage ist, ist eine Wissenschaft, welche Regenten lehret, in wie

weit sie die Gerechtigkeit verletzen können, ohne ihrem Interesse zuwider zu sein. Ist es nicht die Absicht das Gewissen zu verhärten, und die Ungerechtigkeit in ein Sistem zu bringen, daraus man Grundsätze und Folgerungen zieht?

Von den allgemeinen Schulden.

Dem Staate kann man unendlich viel schuldig sein; er aber kann nicht länger Schuldner sein, als bis auf gewisse Zeit, nach welcher er den Titel eines Gläubigers entbehren muß.

Papiergeld, welches die öffentlichen Schulden einer Nation verräth, ist niemals vortheilhaft, weil es die wahre Einkünfte des Staats denjenigen benimt, die durch ihre Thätigkeit und Fleiß müssige Leute damit in Bewegung setzen.

Vier Klassen von Menschen bezahlen die Staatsschulden; die Eigenthümer von Grundstücken, Handelsleute, Bauern und Künstler, endlich die Pachter des Staats. Von diesen vier Klassen scheinet es, daß die letzte in einem Nothfalle am wenigsten geschonet werden dürfe, weil sie passiv ist; aber gleichwie man selbe nicht mehr beschweren darf, daß man das allgemeine Zutrauen nicht stöhre, und weil die Klasse der Gläubiger allzeit den Projekten der Minister ausgesetzet ist, so muß ihnen der Staat einen besondern Schutz angedeihen lassen.

Von den Künsten.

Es ist schwer zu entscheiden, ob der Vortheil, den man aus den Künsten und Wissenschaften zieht, die Menschen schadlos halte, in Rücksicht des bösen Gebrauchs, den sie davon machen.

Fast alle Monarchien haben ihre Grösse der Unwissenheit zu verdanken, und sie sind nicht ehender zerstöhret worden, bis bei ihnen die Wissenschaften empor gestiegen waren.

Es ist richtig, daß die Stifter der Reiche fast allzeit in den Künsten unerfahren waren; allein sie liessen ihren überwundenen Völkern die Freiheit sich in denselben zu üben: ohne dieses würde ihre Macht, wie ein rollender Donner vorübergegangen sein.

Wenn man behauptet, daß die schönen Künste die Sitten weibisch machen, so ist dieses niemals von denjenigen zu verstehen, welche sich damit beschäftigen, weil sie nicht in dem Müssiggang dahin schlummern, welcher auch den Beherztesten weichlich macht. Es verstehet sich auch nicht von denjenigen, welche sich damit belustigen. Denn gleichwie in einem polizierten Lande, diejenigen, welche die Bequemlichkeiten, die uns Künste verschaffen, geniessen, sich mit Bearbeitung anderer Künste abgeben müssen, damit sie nicht in einer schändlichen Armuth darben, so folgert sich, daß

die Weichlichkeit uud der Müssiggang sich mit den schönen Künsten nicht vertragen.

Seit der Erfindung des Pulvers ist kein Ort mehr unbezwingbar, das ist, es ist kein Ort mehr auf Gottes Erdboden, der eine Freistädte gegen die Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit wäre.

Die Erfindung des Pulvers hat eine Wirkung hervorgebracht, die man niemals würde geglaubt haben; nun bestehet die Stärke der Armeen in der Kunst; denn damit man dem Kanonenfeuer wiederstünde, und nicht ein grösseres Feuer auszustehen hätte, mußte man grosse Schiffe erbauen: allein nach der Grösse dieser Maschinen, mußte man auch die Macht der Kunst verhältnißmässig erweitern.

Jene Maschinen, deren Endzweck ist die Kunst abzukürzen, sind nicht allzeit nützlich. Wenn die Wassermühlen nicht aller Orten eingeführet wären, würden selbe weniger nützlich scheinen, als wie man sagt; denn sie haben viele Leute eines Verdienstes beraubet; vielen haben sie das Wasser entzogen, und eine Unfruchtbarkeit vieler Grundstücken verursachet.

Von der Ehre.

Die Welt ist die Schul, worinn man das lernet, was man Ehre nennet. Nach ihren Grundsätzen muß die Ehre mit einem gewissen Adel verbunden

sein, die Sitten mit einer Freimüthigkeit, und die Lebensart mit einer Höflichkeit. Man beurtheilet die Handlungen der Menschen nicht als gut, sondern als schön; nicht als gerecht, sondern als groß; nicht als vernünftig, sondern als ausserordentlich.

Man will in den Unterredungen die Wahrheit erörtern, nicht aus Liebe zu ihr, sondern weil, derjenige, der gewöhnt ist die Wahrheit zu sagen, kühn und frei zu sein scheinet.

Die Ehre, die uns dem Willen des Regenten gehorchen heißt, sagt uns auch, daß ein Regent uns niemals eine Handlung befehlen dürfe, die uns entehret; weil sie uns unfähig machen würde ihr zu dienen.

Die Ehre ist bei den Franzosen ein Heiligthum, worüber auch der König nicht Herr ist, weil er seinem Interesse nicht schaden kann.

Die Ehre läßt auch die Gallanterie zu, weil sie mit der Empfindung, oder der Eroberung verschwistert ist: sie läßt auch einen kleinen List zu, weil er mit dem Gedanken der Geistesgrösse verknüpfet ist, oder mit andern grossen Geschäften, wie in der Politik. Sie verbiethet die Schmeichelei nicht, ausser wenn sie nicht mit der Idee eines grossen Glückes verbunden ist.

Von grossen Geistern.

Ein grosser Geist ist gemeiniglich den Gesellschaften überlästig; da auch ihm der Umgang mit vielen überdrüssig wird, so wählt er sich nur wenige Personen, und gegen seinen Willen bringt ihn auch oft eine kleine Gesellschaft in Unlaun; er hat viel Feinde; er vernachlässiget gefällig zu sein; er kritisiert öfters, weil er mehrere Dinge sieht, und selbe besser empfindet, als ein anderer. Er strandet oft in seinen Unternehmungen, weil er vieles waget. Sein Gesichtskreis ist sehr erweitert, er erblicket die Gegenstände in der grösten Entfernung. Er setzt kleine Umstände hintan, wovon fast allzeit der glückliche Ausgang grosser Geschäfte abhängt.

Der mittelmässige Mann, im Gegentheil, sucht von allem Vortheil zu ziehen: er empfindet gar wohl, daß man durch Nachlässigkeit nichts gewinnt. Der allgemeine Beifall fällt gemeiniglich auf den Mittelmässigen. Man ist begierig ihm selben zu geben, und äusserst bedacht ihn den andern zu nehmen. Da indessen die Gunst nur einem zu Theil wird, so sieht man dem andern nicht das geringste nach; die Eitelkeit wird der Schutzgeist des erstern.

Da nun der grosse Geist so viel Nachtheile einärnden muß, was soll man nicht von dem harten

Schicksale der Gelehrten sagen. Ehemals sind fast alle Gelehrten der Zäuberei beschuldiget worden. In unsern Zeiten sind diese Beschuldigungen lächerlich; die Sache hat eine andere Wendung genommen; nun kann fast kein Gelehrter mehr dem Vorwurffe des Unglaubens, oder der Ketzerei ausweichen. Das Volk kann ihn nun frei sprechen; allein die Wunde ist geschlagen, sie schließt sich niemals wieder ganz. Schreibt nun ein Gelehrter, der Adel des Geistes und Rechtschaffenheit des Herzens besitzt, eine Geschichte, so werden tausend Verfolgungen gegen ihn angesponnen. Seine Feder soll entweder gefangen, oder feil sein.

Es ist noch nicht genug für einen Verfasser, daß er tausend Anfälle ausgehalten hat; es ist nicht genug, daß er in einer immerwährenden Unruhe wegen dem glücklichen Fortgang seines Werkes schwebe. Er hat sein Werk überlebt, das ihn so viel Mühe kostete; man klagt von allen Seiten gegen ihn; kann er noch wohl auf Hochachtung zählen? Nein. Nur bei denen ist er hochgeachtet, welche das nemliche wissenschaftliche Fach bearbeiten. Kurz, auf eine zweideutige Hochachtung muß er alles Vergnügen und den Verlust seiner Gesundheit verwenden.

Indessen ist er viel glücklicher als jene liederlichen Leute, welche ihre Treu um einen mittelmässigen Preis verkauffen; welche die Verfassung

eines Reiches verwirren, die Rechte der Macht verkleinern, und die einer andern vergrössern, dem Regenten geben, dem Volke nehmen, den Leidenschaften ihrer Zeiten Weihrauch streuen, und die Laster erheben, die auf dem Throne prangen.

Von einer gewissen Nation.

Diese Nation ist in einer beständigen Wallung, vielleicht sind ihre Leidenschaften mehr Schuld daran, als ihre Vernunft, die niemals so sehr auf den Geist würket. Diese Nation liebt äusserst ihre Freiheit, weil sie die wahre Freiheit ist. Damit sie selbe vertheidigte, würde sie ihre Güter, ihre Bequemlichkeiten, und alle ihre Vortheile aufopfern. Jeder thut hier mehr für seine Freiheit, als für den Ruhm eines, oder mehrerer seiner Mitbürger. Diese höchst eifersüchtige Nation betrübt sich mehr über den Wohlstand anderer, als daß sie sich über ihren Glücksstand freuet. Sie achtet nur jene, die reale Eigenschaften haben, welches die Reichthümer sind, und persönliches Verdienst besitzen. Sie freuet sich am grossen Ueberflusse, und verbannet indessen das Eitle. Gleichwie man da allzeit mit seinem Interesse beschäftiget ist, so findet man dennoch jene Höflichkeit nicht, die sich auf der Musse gründet. Das Frauenzimmer ist allda eingezogen, das ist, furchtsam. In dieser Furchtsamkeit bestehet ihre Tugend, da unterdessen

die Männer ohne Gallanterie, sich der Schlemmerei überlassen, die ihnen ihre Freiheit und Müssiggang verstatten. Die meisten Vernünftigen sind durch ihre eigene Vernunft gequälet; wegen ihrem Eckel an allem sind sie innerlich unglücklich, das sie wegen so manchfaltigen Gegenständen nicht sein sollten.

Die Engelländer sind ein Volk, das jederzeit gewußt hat jene drei wichtigen Punkten für sich geltend zu machen, die Religion, die Handlung und die Freiheit.

Von einer gewissen Gesellschaft.

Diese Gesellschaft betrachtet das Vergnügen über andere zu befehlen, als das gröste Gut des Lebens; ein herrliches Vergnügen, wenn man andere dadurch glücklich machet; Sie machet sich einen Ruhm daraus, daß sie die erste gewesen ist, welche Religion und Menschlichkeit in die Gegenden Amerikas verbreitet hat; um die Verheerungen der Spanier wieder gutzumachen, hat sie angefangen die grosse Wunde zu heilen, die das menschliche Geschlecht noch fühlet. Ihr grosses Gefühl von Ehre, ihr Eifer für Religion, welche die Zuhörer mehr demüthiget, als die Prediger, flößte ihr Begierden zu grossen Unternehmungen ein, und sie haben ihr geglücket. Sie bezog von zerstreuten Völkern Holz, und sie gabe ihnen Unterhalt und Kleidung.

XXVII. Kapitel.

Historische Bemerkungen.

Karthago, das mit allem seinem Reichthume gegen die römische Armuth kriegte, mußte es mit Verlust büssen. Gold und Silber werden bald erschöpfet; aber die Tapferkeit, die Standhaftigkeit, die Starkmuth, die Armuth erschöpfen sich niemals. Die Kartaginenser, die den Kaufmannsgeist hatten, führten allzeit Krieg, ohne ihn zu lieben.

Kartago gieng zu Grund, weil es, da seine Mißbräuche sollten abgethan werden, die klugen Vorschläge seines Hannibals nicht hören wollte. Athen zerfiel, da ihm seine Fehler angenehm schienen, die es nicht verbessern wollte; und bei uns dürfen sich die Republiken Italiens, die sich ihrer allzeit gleichen Regierung rühmen, blos ihrer verewigten Mißbräuche rühmen; Engellands Regierung ist die weiseste, weil selbe immer alles prüfet, und auch allzeit sich selbst; ihre Fehler sind von der Beschaffenheit, daß sie niemals lang dauern, und wenn man selbe aufmerksam betrachtet, wie es die Nation zu thun pflegt, so sind sie sehr oft nützlich.

nützlich. Mit einem Wort eine freie Regierung, das ist, eine thätige, wird sich niemals schützen können, wenn nicht ihre eigenen Gesetze sie verbessert.

Niemals kann man die römische Geschichte aus dem Gesichtspunkt lassen; gleichwie man noch heut zu Tage in Rom neue Palläste aufführen läßt, damit man die Ruinen der alten finde. Das römische Volk wurde mehr, als jedes andere Volk, durch gewisse Auftritte gerühret. Der Anblick des blutenden Körpers der Lukrezia machte der königlichen Gewalt ein Ende. Der Schuldner, der seinen zerfleischten Rücken auf dem Markte zeiget, macht daß die Regierungsform der Republick abgeändert wird. Der Anblick der Virginia endigt das Dezemvirat. Cäsars bluttriefendes Gewand versetzte Rom in die Sklaverei.

Die ersten Regierungsformen in der Welt waren monarchisch; dem blosen Zufall haben durch eine Reihe von Jahrhunderten die Republiken ihre Existenz zu verdanken. Liebe zur Freiheit, der Haß gegen die Könige erhielt Griechenland lange Zeit in der Ununterwürffigkeit, und setzte die republikanische Regierungsform auf lange Zeiten fest.

Asien und Afrika wurden immer despotisch beherrschet, blos etliche Städte in Klein Asien, und Kartago in Afrika ausgenohmen. Asien ist dreizehnmal unter-

jochet worden, eilfmal durch die nordischen Völker und zweimal durch die südlichen. In der Folge der Zeiten bemeisterten sich die Scythen desselben dreimal; alsdenn die Meder und Perser, jede Nation einmal, die Griechen, die Araber, die Mogoln, die Türken, die Tartaren, und Aguaner.

Man sah in Europa nach der Einpflanzung griechisch-phönizischer Kolonien vier Hauptveränderungen: die erste verursachte die römischen Eroberungen, die zweite die Ueberschwemmung der Barbaren, die dritte die Siege Karls des Grossen, und die vierte die Einfälle der Normänner; man weiß, wie viel Blut es die Römer kostete in Europa Eroberungen zu machen, und wie leicht sie in Asien eindrangen; man weiß wie viele Mühe die nordischen Völker anwendeten, um das römische Reich zu zerstöhren. Die Zerstöhrer wurden immer wieder besiegt.

Die Tartaren scheinen sich unter sich selbst angenehm und leutselig, und sie sind die grausamsten Eroberer; sie lassen die Innwohner der eroberten Städte über die Klinge springen. Dieses abscheuliche Völkerrecht kömmt daher, weil sie bei ihnen keine Städte haben, noch Künste selbe zu befestigen; dieses würde sie zu viel Mühe kosten, deswegen metzeln sie alles nieder, was ihnen entgegen kömmt.

Die Parther konnten den Mithridates nicht dulden,

der, weil er zu Rom erzogen worden, sich jedem gesprächig und zugänglich zeigte. Die Freiheit selbst schien diesen Völkern unerträglich, weil sie nicht wußten dieselbe zu geniessen. Dieser Zustand gleichet der reinen Atmosphäre, die jene nicht ertragen können, welche in sumpfichten Gegenden gelebt haben.

In Sparta giengen die Hauptsorgen dahin, daß keiner dem andern seine Frau leihen konnte, weder eines andern seine bekommen; niemals zu Hause zu sein, als mit Jungfrauen. Alles was das Gesetz Strafe nennet, ist würklich eine Strafe.

Zu Rom war es erlaubt seine Gemahlin einem andern zu geben. Kato lieh seine Frau dem Hortensius, und Kato war der Mann nicht, der die Gesetze seines Landes verletzen wollte. Dieses war ein politisches Gesetz, welches der Republik Kinder von einem herrlichen Schlag gabe, wenn man sich also ausdrücken darf.

Da man zu Athen und zu Rom die häußliche Fruchtbarkeit zur Sitte machte, öffnete man gleichsam allem öffentlichen Aufwande die Thüre; und gleichwie die Religion befahl, daß man mit reinen Händen den Göttern opfern sollte, so verlangten die Gesetze Sparsamkeit, damit man seinem Vaterlande auch etwas geben könne.

Die Siconniter hatten eine Gewohnheit, die

wunderbare Wirkungen hervor bringen mußte. Man versammelte alle jungen Leute, und beurtheilte sie. Derjenige, welcher als der beste erkläret wurde, konnte sich ein Mädchen zur Gemahlin wählen, welches er wollte; derjenige, welcher nach ihm für gut gehalten wurde, wählte sich auch eines, und so weiters. Man sahe nicht auf die Güter der Jünglinge, mehr aber auf die schönen Eigenschaften und Dienste, die sie dem Vaterland geleistet hatten. Die Liebe, die Schönheit, die Keuschheit, die Tugend, die Geburt, selbst die Reichthümer, alles dieses war die Belohnung der Tugend.

Unter der Regierung Ludwigs des Heiligen durften angehende Eheleute weder in der ersten Hochzeitnacht, noch in den zwei folgenden nicht beisammen schlafen, ohne zuvor die Erlaubniß von den Erzbischöfen erkauft zu haben. Es war gut, daß man die drei ersten Nächte wählte; denn für die andern hätte man nicht viel Geld gegeben.

Da Aristipp Schiffbruch litt, schwamm er glücklich an das nächste Ufer; dort sah er geometrische Figuren im Sande, und freuete sich, bei einem griechischen Volk angelanget zu sein, und nicht bei einem barbarischen. Wer zufälliger Weise zu einem unbekannten Volk kömmt, und Münze allda sieht, darf sicher glauben, daß er zu einer polizierten Nation gekommen sei.

Man sah die Handlung sich aus der Unterdrückung und Verzweiflung herausreissen. Die Juden, die fast aus allen Ländern vertrieben sind, wußten selbe wieder empor zu bringen, sie erfanden die Wechselbriefe, und durch dieses Mittel konnten sie der Gewalt trotzen, sich allenthalben schützen; die reichsten Kaufleute haben unsichtbare Güter, die sie in alle Orte hinsenden können, ohne ein Merkmal hinter sich zu lassen.

Die Juden, die sich durch ihre Erpressungen bereichert hatten, wurden mit der nemlichen Tirannei von den Regenten beraubet. Ein Jud, dem sieben Zähne ausgerissen wurden, in jedem Tag einen, gab am achten Tag zehn tausend Mark Silber. Auf solche Art errichtete Johann König von England seine Gerichtskammer. Wie lang hat man nicht schon mit dieser Nation von einem Jahrhunderte bis zum andern gespielt? Man nahm ihnen ihre Güter weg, da sie Christen werden wollten; und so bald sie nicht Christen werden wollten, liesse man sie verbrennen.

Die Geschichte von dem Sabbakon, einem Hirtenkönig, ist bewunderungswürdig. Der Gott von Theben erschien ihm im Traum, und befahl ihm alle Priester Egyptens ermorden zu lassen. Er urtheilte, daß den Göttern unter seiner Regierung nichts angenehm seie, weil sie ihm Dinge

anbefohlen, die sonst wider ihren Willen sind, und er wanderte von da nach Ethiopien.

Da nach der Bartholomäusnacht Karl IX. an alle Obervorsteher des Königreichs den Befehl ergehen ließ, die Hugenotten tödten zu lassen, schrieb der Graf Dorte, der in Bayone die Obergewalt hatte, dem König: „Sir! ich fand an „den Innwohnern rechtschaffene Bürger, sowie „an den Soldaten brave Kriegsleute, und keinen „Henker: ich und sie bitten also Euere Majestät „unsere Arme und unser Leben zu thunlichen „Sachen zu verwenden.“ Dieser grosse und großmüthige Mann betrachtete diese schlechte That als eine Unmöglichkeit.

Die schönste Friedensunterhandlung ist jene, die Gelon mit den Kartaginensern machte. Er verlangte, daß sie die Gewohnheit Kinder zu opfern abschaffen sollten. Nachdem er dreimal hundert tausend Kartaginenser geschlagen hatte, verlangte er eine Bedingniß, die blos ihnen selbst nützlich war; oder vielmehr kam er der menschlichen Natur zu Hilf.

Lopes von Gama sagt, daß die Spanier nahe bei St. Martha Körbe fanden, in welchen die Innwohner Eßwaaren hatten: nemlich Krebse, kleine Fische und Heuschrecken. Die Ueberwinder machten den Ueberwundenen ein Verbrechen daraus. Der Verfasser gestehet, daß man auf dieses das

Recht gründet, welches die Amerikaner den Spaniern zu Sklaven machte; wie auch darauf, daß sie Taback rauchten, und die Bärte nicht wie die Spanier trugen.

Die amerikanischen Weiber beschleunigten vor der Zeit ihre Geburten, damit ihre Kinder nicht auch jene grausamen Oberherrn bekommen möchten. Die Härte der Regierung kann so weit gehen, daß sie alle natürlichen Empfindungen vernichtet, durch die nemliche natürlichen Empfindungen selbst.

Ein alter römischer Gebrauch verboth jene Töchter hinzurichten, die nicht mannbar waren. Tiberius erfand ein Mittel selbe durch den Henker zu schänden, bevor er sie hinrichten ließ. Er war ein feiner und grausamer Tirann, er verderbte die Sitten, um die Gewohnheiten beizubehalten.

Die Geschichte meldet, daß die unmenschlichen Grausamkeiten des Domitians die Oberbefehlshaber selbst entsetzten, da sich im Gegentheile das Volk unter seiner Regierung ein wenig erhohlete. Dies Bild gleichet einem reissenden Strohm, der auf einer Seite alles mit sich fortreisset, und auf der andern Felder ansetzt, wo das Aug von ferne einige Fluren entdecket. Justinian nahm sich von der Schaubühne eine Gemahlin, die schon längst verrufen war. Sie regierte mit einer Gewalt, wovon man in der Geschichte kein Beispiel findet; sie mischte in alle Geschäfte die Fantasien

und Launen ihres Geschlechtes, sie verderbte die Siege und die glücklichsten Aussichten.

„Unsere Urväter, sagt ein chinesischer Kaiser, „machten sich dieses zur Maxime, daß der Mann, „der nicht arbeitete, oder die Frau, welche sich „nicht beschäftigte, ausser dem Reich Frost und „Hunger erdulden mußte;" und nach diesem Grundsatze zerstöhrte er eine ungeheure Menge Bonzenklöster. (*)

Heinrich VIII. da er in Engelland die Kirche reformieren wollte, vertrieb die Mönche, die eine faule Nation sind, und andere zur Faulheit anlocken; sie üben die Gastfreiheit, eine unendliche Menge Müssiggänger, Edelleute und Bürger bringen ihr Leben damit zu, daß sie von einem Kloster in das andere laufen. Er hob auch jene Spitäler auf, wo der niedere Pöbel seine Nahrung fand, wie die Edelleute in den Klöstern. Von dieser Veränderung an erhob sich der Geist der Handlung und des Kunstfleisses in Engelland.

Zu Rom machen die Spitäler, daß jeder seine Nahrung darinn findet, ausser diejenige, die arbeiten, die sich auf Künste verwenden, die Felder besitzen, oder die Handlung treiben.

Wenn der Chan der Tartarn sein Mittagmal

(*) Schwebte doch dieser Geist über alle Fürsten Deutschlands!

eingenommen hat, so rufet ein Herold, daß nun alle Regenten der Welt zu Mittag essen können, wenn es ihnen gefiele; dieser Barbar, der nur Milch isset, der kein Haus hat, der nichts sieht, als Strassenräuberhorden, betrachtet alle Könige als seine Sklaven, und spottet ihrer regelmässig des Tages zweimal.

Der Kaiser von China ist alle Jahre ganz gut unterrichtet, welcher Arbeitsmann sich am meisten in seinem Handwerk hervorgethan; er macht denselben zum Mandarin der achten Ordnung. In dem südlichen Europa, wo die Völker so viel auf die Ehre halten, würde es gut sein, Preise für die Arbeiter auszusetzen, welche am besten ihre Felder angebauet haben, oder für die Künstler, die ihren Kunstfleiß am weitesten gebracht hätten.

Man sieht in der Geschichte niemals, daß sich die Römer ohne Ursache tödteten; aber die Engländer ermorden sich im Schoosse des Glücks selbst. Diese Handlung war bei den Römern eine Frucht der Erziehung; bei den Engländern, die Wirkung einer Krankheit. Der Schmerz ist ein Uebel, welches uns antreibet, denselben zu endigen; die Last des Lebens ist ein Uebel, welches allenthalben ausgedehnet ist, welches uns anspornet dieses Leben zu endigen. (*)

(*) Eine aufbrausende Leidenschaft kann zwar solche Gedanken einflössen; allein weiß der Selbstmörder

Dies ist eine schöne Gewohnheit bei den Maldivern; wenn ein Herr in Ungnad gefallen ist, macht er täglich dem König seine Aufwartung, bis er wieder in seine Gnade kömmt; seine Gegenwart entwaffnet den Zorn des Fürsten.

Karl XII, da er zu Bender war, fand er bei dem Senat in Schweden einigen Widerstand, deswegen schrieb er ihm, er werde ihnen einen von seinen Stiefeln schicken, der ihnen befehle. Dieser Stiefel würde wie ein despotischer König geherrschet haben.

---

ob der künftige Zustand besser ist, als der, aus welchem er sich reißt? — Kann sich diese beschleunigte Verwandlung auf die Güte Gottes gründen? — Wer aus dem Lichte der Vernunft ein ewiges Leben annimmt, der muß eine Verbindung zwischen dem künftigen Zustande und dem itzigen gelten lassen. Sein denkendes Ich soll fortdauern, soll in jenem Leben noch immer dasselbe Ich bleiben, das hier gedacht, gewollt, und sich seiner selbst bewußt gewesen. Es müssen also die abwechselnden Zustände, die jenes Leben mit diesem verbinden, auf einander gegründet sein. Wer diese Welt anders verläßt, muß jene anders betreten. Wer also seiner bestimmten Dauer nicht abwartet, stürzet sich in einen andern Zustand, als der ist, in welchen er nach dem Laufe der Natur versetzet worden wäre. Er stürzet sich blindlings in eine entsetzliche Revolution, ohne die geringste Hoffnung vor sich zu sehen, daß er seinen Zustand verbessern werde.

In den Zeiten der Kreutzzüge setzte sich ein französischer Graf auf den kaiserlichen Thron; der Graf Bodwin nahm ihn bei dem Arm, und sagte ihm: Sie müssen wissen, daß wenn man in einem fremden Lande ist, man desselben Gebräuche beobachten soll.

Die Franzosen sind neunmal aus Italien vertrieben worden; die Geschichtschreiber geben diese Ursach an, weil sie zu muthwillig Frauen und Töchtern behandelten.

Es verschworen sich gegen den Kaiser Basilius zwei und sechzig Personen; er liesse selbe prügeln, die Haare und den Bart abbrennen. Ein Hirsch war eingeschlossen in dem Behälter, und einer von seinen Leuten zog den Degen, zerhieb ein Stück des Einschlusses, und befreite denselben: er ließ ihn sogleich hinrichten, weilen er, wie sich der Kaiser ausdrückte, den Degen gegen ihn gezogen habe. Wer sollte wohl denken, daß der nemliche Kaiser diese beide Urtheile gefället habe.

Die Kaiser Theodosius, Arkadius und Honorius schrieben an den Rufinus, der Präfektus Prätorius war: „Wenn jemand von unserer Person, „oder Regierung übel spricht, wollen wir ihn nicht „gestraft wissen; wenn er es aus Uebereilung „gesagt hat, muß man es verachten; ist es aus „Thorheit geschehen, muß man ihn bemitleiden;

„ ist es aus Vorsätz geschehen, so muß man es ihm
„ verzeihen.

Ein Gesetz, das der Kaiser Gratian, Valentinian und Theodosius machten, hielt diejenige gleichsam für gottesräuberisch, welche die Regierung des Kaisers beurtheilen, und an dem Verdienste derjenigen zweifelten, die sie zu Ehrenstellen erhoben haben. Gewiß waren es Günstlinge, die dieses zum Verbrechen machten.

Die chinesischen Gesetze verdammten jene zum Tod, die dem Kaiser den gehörigen Ehrenzoll nicht entrichteten. Zwo Personen, welche die Hofzeitungen machen mußten, setzten einige Umstände hinzu, die nicht wahr waren; in der Hofzeitung zu lügen, war eben so viel, als dem Hofe die schuldige Ehrfurcht versagen, und sie mußten deswegen sterben.

Der Kaiser Theodosius Laskaris schrieb seine Krankheit einer Zauberei zu. Diejenigen, die der Zauberei beschuldiget wurden, hatten kein anderes Hilfsmittel mehr, ausser ein glühendes Eisen anzurühren, ohne sich zu brennen. Bei den Griechen kam es sehr gut ein Zauberer zu sein, um sich wegen der Zauberei zu rechtfertigen.

Ein englisches Gesetz unter dem König Heinrich VIII. erklärte alle diejenigen des Hochverraths schuldig, die den Tod des Königs vorsagen würden. In seiner letzten Krankheit getraueten sich

die Aerzte nicht ihm die Gefahr anzudeuten, sie dachten gewiß auf die Folgen.

Der Kaiser Theodosius ließ alle Innwohner einer Stadt, Männer, Weiber und Kinder, über die Klinge springen: da er aber nach dieser Begebenheit in die Kirche gehen wollte, schloß ihm der Bischof Ambrosius die Thüre, gleich einem Mörder, einem Kirchenräuber; und dieses war eine heroische That. Der Kaiser that darauf Buß, wie es dieses Verbrechen erforderte, und nachdem er in die Kirche eingelassen wurde, setzte er sich unter die Priester: der nemliche Bischof hieß ihn von dannen gehen; und dieses war in der That eine fanatische Handlung: so sehr muß man seinem Eifer mißtrauen.

Zu den Zeiten, als das römische Reich geschwächet wurde, pflanzte sich die christliche Religion ein, die Christen warfen den Bürgern diesen Zerfall vor, und diese verlangten ihrer Religion wegen Rechenschaft von ihnen: und gleichwie man sonsten zur Zeit des blühenden Roms die Ueberschwemmung der Tiber, und andere Unglück dem Hasse der Götter zuschrieb; eben so setzte man alle Uebel zur Zeit des sterbenden Roms auf Rechnung der neuen Religion, und der Zerstöhrung der alten Tempel.

Die philosophischen Sekten flößten Rom einen Geist ein, der von allen Geschäften, Sorgen und

häußlichen Beschwerden entfernte. Die christliche Religion kam nach der Philosophie, und bestimmte gleichsam die Ideen, welche jene zubereitet hatte. Die christliche Religion gab der Rechtsgelehrsamkeit den Stempel: denn Regierung und Priesterthum stehen im Verhältnisse mit einander.

Die Veränderungen des Constantins gründeten sich auf solche Ideen, die zur Einführung des Christenthums beitrugen, oder auf solche, die auf seine Vervollkommung abzweckten. Man hörte nicht auf die Enthaltsamkeit zu predigen, das ist, jene vollkommenste Tugend, welche ihrer Natur nach nur von wenigen ausgeübet werden soll. Jene geistige Ursache, die das Cölibat erlaubte, legte gleich darauf den Befehl auf, dasselbe halten zu müssen.

Die gröste Quelle alles Unglücks war bei den Griechen, daß sie niemals die Natur kannten, weder die Grenzen der geistlichen noch der weltlichen Macht; dieses verursachte, daß man beiderseits immer in Fehler verfiel. Dieser grosse Unterschied, der der Grundstein der allgemeinen Ruhe der Völker ist, gründet sich nicht nur allein auf die Religion, sondern auch auf die Vernunft und Natur, welche verlangen, daß Dinge, die wesentlich von einander unterschieden sind, und nur in der Trennung bestehen können, niemals verwirret werden sollen.

Wenn man sich jener dicken Unwissenheit erinnert, in welcher die griechische Klerisei die Lajen hielte, kann man sich nicht zurückhalten, selbe mit den Scithen zu vergleichen, wovon Herodot redet, welche ihren Sklaven die Augen ausstachen, damit selbe nichts zerstreuen möchte, wenn man ihnen Rücken mit Geiselhieben zerfleischte.

Die Bischöffe hatten an den Höfen der visigotischen Könige ein überaus grosses Ansehen: die wichtigsten Geschäfte wurden in den Concilien ausgemacht. Wir haben dem Codex der Visigothen die Grundsätze der heutigen Inquisition zu verdanken, und die Mönche thaten nichts, als sie kopierten jene Gesetze, die ehmals die Bischöffe gegen die Juden gemacht hatten.

Das römische Recht wurde bei den Franken durch die geistliche Obrigkeit beibehalten, weil sie kein Interesse hatten, dasselbe abzuändern, es war ihnen ohnehin günstig, da es ein Werk christlicher Kaiser war.

Die Gesetze Ludwigs des Heiligen änderten die Rechtsgelehrtheit nicht ab, wohl aber gaben sie Gelegenheit zu einer Abänderung. Sie schuffen neue Gerichtshöfe; und wenn man leicht eine allgemeine Gewalt erobern kann, so bilden dessen Aussprüche auch eine allgemeine Rechtsgelehrsamkeit. Gleichwie also die erste Gesetzgebung mit der römischen und französischen Rechtsgelehrsamkeit

vermischet war, so hatte es diese Wirkung, daß man auf das Hauptgesetzbuch nicht mehr sahe. Das Parlament fällte in allen Begebenheiten das letzte Urtheil; zuvor beurtheilte es nur die Streitigkeiten der Herzoge, Grafen, Baronen, Bischöffe, Aebte, oder jene zwischen dem König und seinen Vasallen, welche sich mehr in das politische, als in das bürgerliche erstreckten. Alsbald war es nothwendig die Parlamente ganz einzuführen, anstatt daß selbe zuvor des Jahres nur einmal gehalten wurden; man wählte mehrere Mitglieder, daß sie die Geschäfte alle bestreiten konnten.

Gleichwie die geistliche Gerichtsbarkeit jene der kleinern Herren schwächte, und dadurch die königliche Gewalt verstärkte, so schrenkte diese nach und nach die geistliche Gerichtsbarkeit ein, und diese zerfiel vor der ersten. Das Parlament, das alles Gute und Nützliche von dem Richterstuhl der Klerisei abgeborget, und in seine Art zu richten, verwandelt hatte, sah gar bald seine Mißbräuche; die königliche Gewalt vergrösserte sich, und war immer mehr im Stande diese Mißbräuche zu verbessern.

Aus dem Stillschweigen der Klerisei kann man urtheilen, daß sie selbst der Verbesserung zuvorkam; und dies verdient gewiß Lob.

„Unser Fiskus ist arm geworden, (sagte

„Childerich,

„ Childerich, ein Sohn des Clodováus:) unsere „ Reichthümer sind in die Kirchen versetzet worden; „ die Bischoffe regieren itzt; sie sind in ihrer Grösse, „ und wir sind nicht mehr." Ehemals beraubten die Majores Domus die Kirchen. Pipin drang in Neustrien ein, unter dem Vorwande, daß er von den Geistlichen eingeladen worden sei, damit er die Unternehmungen der Majores Domus hindern möchte, welche die Kirchen aller ihrer Güter beraubten. Und eben diese Pipine, deren Andacht und Freigebigkeit die Mönche so sehr anrühmten, hatten selbst die ersten Plätze in kirchlichen Pfründen besetzet. „ Ein Rab, sagte Childerich zu den „ Bischöffen, beißt dem andern die Augen nicht aus.

Pipin machte sich zum Herrn über die ganze Monarchie, da er die Klerisei beschützte; Karl Martel sein Sohn konnte sich nicht erhalten, bis er dieselbe unterdrückte. Für sich und seine Offiziere nahm er die Kirchengüter, samt den Kirchen, und endigte ein Uebel, das in Rücksicht anderer Uebel leichter zu heilen war, weil es sehr groß war.

Gleichwie Karl Martel die Güter in den Händen der Klerisei fand, so sah Karl der Grosse selbe in den Händen der Kriegsleute. Man konnte jenen das nicht mehr wieder zurückgeben, was man ihnen entzogen hatte. Auf einer andern Seite durfte die Religion nicht zu Grund gehen aus Mangel der

Diener, der Tempeln, oder des Unterrichtes. Deswegen führte Karl der Grosse die Zehenten ein; dieses waren neue Güter, die der Klerisei den Vortheil verschaften, daß nachdem sie besondern Kirchen geschenket wurden, man sehr leicht in der Folge die unrechtmässigen Besitzungen erkennen konnte.

Da die Klerisei von den Händen der Armen und Reichen empfieng, hat sie sich so viel erworben, daß drei königliche Geschlechte ihr mehrmals alle Güter des Königreichs gaben. Die Klerisei hat jeder Zeit erobert, gegeben, und erobert noch.

Es sind zwei hundert Jahre, daß eine Krankheit, wovon unsere Väter nichts wußten, aus der neuen Welt her zu uns kam, und die menschliche Natur bis zur Quelle des Lebens, und des Vergnügens verfolgte. Man sah die grösten Familien Europens von einer Krankheit hingerissen, die wegen ihrer Allgemeinheit nicht mehr schändlich, aber sehr traurig war. Der Golddurst war es, der diese Seuche fortpflanzte; man gienge immer nach Amerika, und brachte immer neues Verderbniß zurück.

Das Glück des österreichischen Hauses war ausserordentlich: Karl der fünfte machte sich die Erbfolge von Burgund, von Castilien und Aragonien zu nutz: er bekam den Szepter des römichen Reichs; und um ihm eine neue Grösse zu

geben, sahe man eine neue Welt eröffnen, die ihm gehorsamen mußte.

Viele Leute bedauerten den blinden Rath Franz des ersten, der Christoph Columb abwiese, da er ihm die Entdeckung der neuen Welt vorstellte. Man that vielleicht aus Unklugheit etwas Kluges. Spanien that, was ehemals jener thörichte König, welcher verlangte, daß sich alles in Gold verwandeln sollte, was er berühren würde, und der sich endlich genöthiget sah, die Götter zu bitten, daß sie sein Elend endigen möchten.

Wer sollte nicht erstaunen über Gregor von Tur, der, nachdem er von dem Meuchelmorde des Klodwigs geredet hat, sagt, daß Gott alle seine Feinde geschlagen habe, weil er in den Wegen Gottes gewandelt habe? Was dünket wohl die Schmeichelei! Wie groß ist die Schwäche dessen, den die Pflicht schmeicheln heißt! — Es ist schon lang, seitdem die Christen ihre Sklaven frei machten, indem sie sagten, daß das Christenthum alle Menschen gleich mache. Gewiß war ihnen dieser Religionsact nützlich, weil sie die Macht derjenigen Herren verkleinerten, welche die niedrigste Volksklasse in die Knechtschaft zogen. Sie haben in der Folge Länder erobert, wo sie sahen, daß es ihnen nützlich war Sklaven zu haben: sie liessen selbe kauffen und verkauffen, sie vergassen jenen

Grundsatz der Religion, der den Menschen so tief in die Seele gepräget ist: zu einer Zeit war er Wahrheit, zur andern Irrthum.

Bevor die Spanier die Obermacht hatten, waren die Katholiken stärker als die Protestanten. Diese letztere haben nach und nach ein Gleichgewicht erhalten, und es neiget sich das Uebergewicht nun wirklich auf ihre Seite: dieses Uebergewicht mehret sich immer, die Protestanten werden immer reicher und mächtiger, und die Katholiken schwächer.

Die Länder der Protestanten sind wirklich mehr bevölkert, als die katholischen; woraus folget, daß dort die Auflagen beträchtlicher sind, hier die Erdstriche besser angebauet, daß die Handlung in grösserm Flor ist, weil mehrere mit Sorgfalt ihr Glück zu machen trachten, und mehrere Quellen dazu zu gelangen benutzen.

Die politischen Griechen, die unter einer bürgerlichen Regierungsform lebten, kannten keine andere Stärke sich zu vertheidigen, als die Tapferkeit. Die heutigen reden von nichts anders als von Manufakturen, Handlung, Finanzen, Reichthümern und dem Luxus.

Griechische und römische Gesetze bestraften die Diebsunterhändler, wie die Diebe selbst; auch das französische Gesetz thut das nemliche. Die erstern waren vernünftig, und die andern nicht. Bei den Griechen und Römern wurde der Dieb

zu einer Geldstrafe verurtheilt; dem Unterhändler gebührte also die nemliche Strafe, weil jeder, der zum Schaden beigetragen hat, auch zu dessen Ersatz beitragen muß. Bei uns wird ein Dieb mit dem Tode bestrafet, und man konnte nicht, ohne alles zu verwirren, den Unterhändler wie den Dieb bestrafen.

Das Gesetz des Solons, welches diejenigen für unehrlich erklärte, die bei einem Aufruhr nicht eine Parthie ergriffen hatten, scheint sehr sonderbar zu sein. Allein man muß die Umstände erwegen, worinn sich damals Griechenland befand; es theilte sich in drei kleine Staaten ein; es war zu fürchten, daß in einer durch bürgerliche Unruhen zerrütteten Republik die klügsten sich hinterhalten und dadurch die Streitigkeiten nicht auf das genaueste erörtert würden.

Die Probe durch den Zweikampf war bei unsern Vätern gebräuchlich, und gründete sich auf die Erfahrung. Bei einer blos kriegerischen Nation werden verschiedene Laster schon zum voraus gesetzt. Sie beweiset, daß man den empfangenen Grundsätzen der Erziehung entgegen handle; sie zeiget, daß man die Verachtung der Menschen nicht fürchte, und ihre Hochachtung gering schätze: man durfte nur von ansehnlicher Abkunft abstammen, so konnte man Anspruch auf die Hilfe eines Mächtigen machen, und die Herzhaftigkeit mangelte

nicht. Bei einer kriegerischen Nation, wo Stärke, Muth, Tapferkeit in Ehren sind, werden jene Laster gehaßt, die aus Arglist, Kunstgriffen und Betrug, das ist, aus Zaghaftigkeit entstehen.

Wenn man bei der Feuerprob nach der Anklage, die Hand auf ein glühendes Eisen legte, oder in ein siedendes Wasser tauchte, steckte man die Hand in einen Sack, den man verborgen hielt: wenn nach drei Tagen kein Zeichen einer Verbrennung bemerkt wurde, wurde man als unschuldig erkläret. Da man bei einem in Waffen geübten Volke eine rohe und harte Haut sieht, kann wohl bei demselben die Feuer oder Wasserprobe solche Zeichen zurück lassen, daß man selbe nach drei Tagen noch sieht? Und wenn man solches wahrnehmen könnte, so wäre es ein Beweiß, daß ein solcher, der die Probe machte, weibisch wäre. Da nun nach den damahligen Zeitumständen diese Gattungen von Proben üblich waren, so stimmten die Gesetze also mit den Sitten überein, daß die Gesetze weniger Ungerechtigkeiten bewerkstelligten, als sie ungerecht waren.

Es befindet sich nun wirklich auf dem Erdboden eine Republik, die im Geheimen, in der Stille täglich ihre Kräfte verstärket. Wenn selbe einstens ihre Grösse wird erreichet haben, zu welcher sie ihre Klugheit führet, so wird sie nothwendiger Weise ihre Gesetze abändern, und dieses wird nicht

das Werk eines Gesetzgebers, sondern des Verderbnisses sein.

Man sagt, daß irgendwo ein Regent sei, der sich bemühe in seinen Staaten die bürgerliche Regierung abzuschaffen, und die Soldatenregierung einzuführen. Ohne über diese Absichten gehässige Bemerkungen zu machen, kann man sagen, daß zwei hundert Wachen das Leben eines Regenten beschützen können, und achtzigtausend nicht; ein bewaffnetes Volk ist viel gefährlicher zu unterjochen, als ein unbewaffnetes.

Der König von Frankreich ist der mächtigste König in Europa. Er hat keine Goldminen, wie sein Nachbar, der König von Spanien; allein er besitzt doch mehr Reichthümer als der andere, die er aus der Eitelkeit seiner Unterthanen schöpfet, die unerschöpflicher ist, als die Goldminen selbst.

Eine neue Krankheit hat sich in Europa ausgebreitet. Sie hat die Regenten überfallen, und bewirkte, daß sie eine unmässige Zahl Truppen auf den Beinen hielten. Sie hat sich vermehret, und wird ansteckend. Denn so bald ein Staat seine Truppen vermehret, sogleich thun andere das gleiche, so, daß man dadurch nichts gewinnet, als das allgemeine Verderben; und dieses nennet man doch allzeit gesicherter Friede.

Bei den Deutschen waren Vasallen, und keine Lehen. Sie hatten keine Lehen, weil sie kein Land

hatten, das sie ausleihen konnten. Sie hatten Vasallen, weil sie getreue Leute hatten, die ihr Wort hielten, und sich zum Krieg gebrauchen liessen.

Es ist nicht wahr, daß die Franken in Gallien eingebrochen sind, damit sie dieses eroberte Land zu Lehen machten. Wenn alle Länder des Königreichs Lehen gewesen wären, und alles Vasall, daß derjenige, der die Güter gehabt hätte, auch die Macht gehabt hätte, so wäre die Macht des Königs eben so willkührlich gewesen, als jene des Sultans in der Türkei.

Einfältige, arme, freie und kriegerische Völker, (wie die Deutschen und Franken waren) die ohne alle Industrie lebten, auf deren Felder nur Binsen wuchsen, folgten ihren Anführern, damit sie Beute machten, nicht aber daß sie einen Tribut bezahlten, oder einnahmen. Wenn die Tartaren heut zu Tag Europa überschwemmten, wurde es gewiß viele Mühe kosten, ihnen zu zeigen, was ein Finanzminister bei uns ist.

Man darf nicht glauben, daß gewisse Rechte, die ehemals gewisse Herren hatten, und wirklich nicht mehr haben, ihnen als unrechtmässige Besitzungen seien benohmen worden. Viele von diesen Rechten sind durch Nachlässigkeit verlohren worden, andere hat man verlassen, weil verschiedene Veränderungen in der Folge der Zeiten bei den Höfen

vorgenommen wurden, welche mit selbigen nicht mehr bestehen konnten.

Es ist ein herrliches Schauspiel um die Lehengesetze. Es erhob sich eine Eiche, das Aug sah in der ferne die Blätter; es näherte sich, und es sahe den Stamm; allein es näherte sich der Wurzel nicht, denn man muß die Erde durchgraben, um selbe zu finden.

Die Lehengesetze haben unendlich viel Gutes und Böses gestiftet. Sie liessen das Recht, wenn man die Güter herausgabe; sie hatten eine gewisse Anlag zur Anarchie, und diese war mit einer Ordnung und Harmonie verknüpfet.

Es sind nicht mehr als vier oder fünf Jahrhunderte, daß sich ein König von Frankreich von dem Meuchelmorde bewahrte, den ein kleiner Regent aus Asien an ihme wollte ausüben lassen. Von dieser Zeit an lebten die Könige sicher in dem Schosse ihrer Unterthanen, wie ein Vater in der Mitte seiner Kinder.

Die Engelländer sagen, daß einer von ihren Königen einen Fürsten gefangen genohmen habe, der gegen ihn rebellisch gewesen war, und ihm die Krone streitig machen wollte, nachdem er ihm seine Untreue und seinen Meineid vorgeworfen hatte: Es fehlt nur ein Augenblick, sagte der unglückliche Fürst, der entscheiden haben würde, wer von uns beiden der Verräther ist.

Es ist nichts großmüthigers, als der Entschluß, den Ludwig XIV. faßte, sich lieber unter die Trümmern des Thrones zu begraben, als unbillige Bedingnisse anzunehmen. Seine Seele war zu stolz um sich tiefer zu beugen, als das Unglück iemals von ihm forderte, er wußte wohl, daß Muth und nicht Schimpf eine Krone erhalten kann.

In der Insel Formosa erlaubt die Religion den Frauen nicht, daß sie ihre Kinder öffentlich zeigen dürfen, bevor ein bestimmtes Alter erreichet haben: vor diesen Jahren schnürt ihnen die Priesterinn den Leib zusammen, und macht, daß sie frühzeitiger gebähren. Das Klima ist allhier der Bevölkerung günstiger, als das Erdreich, das Volk vermehret sich, und die öftere Hungersnoth reisset wieder vieles hinweg.

Die Deutschen hatten ein ganz besonderes Gesetz; „Wer einer Weibsperson das Haupt entblößte, „der mußte zur Straf sechs Sols bezahlen; wenn „dieses von dem Fusse an bis an das Knie geschahe, „so mußte er zweimal so viel bezahlen.” Es scheinet als wenn das Gesetz die Beleidungen abgemessen habe, wie man die Figuren in der Geometrie abzumessen pflegt: Es strafte die Fehler der Einbildungskraft nicht, nur jene der Augen.

Cäsar verboth den Frauenzimmern, die noch nicht fünf und vierzig Jahre hatten, die weder verehlicht waren, noch Kinder gezeuget hatten, sich

weder der Sänften zu bedienen, noch Edelgesteine tragen zu dürfen: Eine herrliche Methode, den ledigen Stand durch diese Eitelkeit zu kützeln.

Das Genfergesetz, welches die Kinder derjenigen von der Magistratswürde ausschließt, die unbezahlt gestorben waren, oder deren Kinder sich nicht bemüheten, die Schulden ihrer Väter zu bezahlen, ist sehr gut. Es erwirbt dem Handelsmann, der Magistratsperson und der Stadt Zutrauen.

Cäcilius redet bei dem Aulus Gellius über das Gesetz der zwölf Tafeln, welches dem Gläubiger erlaubte den Schuldner, der nicht bezahlen konnte, in Stücke zu zerfetzen, welchem er wegen seiner Schärfe das Wort redet, weil es den Luxus verhindert, der das Vermögen übersteigt. Die grausamsten Gesetze werden also die besten sein. Das Gute wird überflüssig sein, und die Verhältnisse der Dinge sind zertrümmert.

Ein Gesetz zu Athen befahl, daß man zur Zeit, als die Stadt belagert würde, alle unnütze Leute tödten sollte. Dieses war ein abscheuliches politisches Gesetz, welches eine Folge eines abscheulichen Völkerrechts war.

Die römischen Gesetze setzten auch Strafen auf die Aerzte, wenn man selbe der Nachlässigkeit, oder Unerfahrenheit überweisen konnte. In unsern Gesetzen verhält sich dies anders. Allein zu Rom gab sich mit der Medizin ab, wer immer wollte;

bei uns sind die Aerzte verbunden ihre Studien zu machen, sich zu gewissen Graden erheben zu lassen, und denn glaubt man, daß sie ihre Kunst verstehen. (*)

XXIX. Kapitel.

Verschiedene Gedanken.

Jeder soll sich auf dem Posten halten, auf welchen ihn die Natur hingesetzet hat. — Glückselig ist derjenige, der den Werth eines stillen und ruhigen Lebens kennet, der sein Herz im Schosse seiner Familie hinlegt, und kein anderes Land kennet, als das ihm die Geburt anwieß.

Die glücklichsten und die unglücklichsten Menschen sind gleich von der Hand Gottes umgeben. Herzhaftigkeit ist eine Empfindung seiner eigenen Stärke. Die Geschwindigkeit ist eine gute Eintheilung seiner Leibeskräfte.

Wenn man die Menschen unterrichten will, kann man jene allgemeine Tugend ausüben, welche

(*) Wenigstens diese, den Menschen methodisch zu tödten.

die Liebe zu allen in sich schließt. Der Mensch, dieses biegsame Wesen, schmieget sich in der Gesellschaft nach den Gedanken und Eindrücken der andern; er ist auch fähig seine eigene Natur zu kennen, da man sie ihm zeiget, und selbe zu verliehren bis zur letzten Empfindung, die man ihm benimt.

Bekanntschaften machen die Menschen geschmeidig; die Vernunft leitet zur Höflichkeit; nur Vorurtheile halten davon ab. Man arbeitet vergeblich, die Wahrheit dringet allzeit durch die Finsternisse, die sie umhüllen. Die Zeit verzehret alles, auch die Fehler selbst.

Das Leben und die Güter gehören nicht so wohl uns zu, als unsere Art zu denken; und der eins mit Gewalt wegrauben kann, dieser kann noch besser das andere nehmen.

Die Politik ist eine Feile, die kleine Spähne macht. Die Tirannei ist allzeit im Anfang langsam und schwach, gleichwie sie gegen das End lebhaft und geschwind ist. Sie zeiget im Anfang nur eine Hand, damit sie mit derselben zu Hilf komme, und in der Folge unterdrücket sie mit unendlich vielen Armen.

Die Knechtschaft fängt durch Einschläferung an. Die Vorurtheile des Aberglaubens sind viel erhabener, als andere, und ihre Schlüsse sind viel erhabener, als andere Schlüsse.

Die Ceremonien haben in sich keine Güte: sie sind blos gut, weil sie Gott befohlen hat. Diese Materie ist wichtig zum untersuchen; man wähle sich jene einer Religion unter tausend andern. Die Andacht erhitzet das Herz, neiget zur Zärtlichkeit, und macht daß die Lebensgeister in das Gehirn aufsteigen, die es erhitzen, daher entstehen Entzückungen. Dieser Zustand ist der Aberwitz der Andacht. Bisweilen vervollkommet er sich, oder artet in den Quietismus aus. (*)

Ein Quietist ist nichts anders, als ein alberner Mensch, ein andächtiger und religionsloser.

Die Kasuisten entdecken die Geheimnisse der Nacht; sie machen sich in ihrer Einbildung alle Abentheuer, die der Liebesteufel nur immer erschaffen kann, sie stellen selbe zusammen, sie vergleichen selbe mit einander, und dies ist der ewige Gegenstand ihrer Gedanken: glücklich, wenn das Herz keinen Antheil daran nimt, und sich jener Fehler theilhaft machet, die so naiv hingeschrieben, und so häßlich abgeschildert sind.

(*) Daß die wahre Andacht den Menschen zum Aberwitz führe ist zu menschlich gesprochen. Die Grenzlinien zwischen andächtiger Schwärmerei und wirklicher Entzückung zu bestimmen, muß man nicht blos Philosophie, sondern selbst fromme Erfahrung haben. Die Erscheinung des heil. Petrus bei dem Gebethe wird kein Christ als Aberwitz auszischen.

Es ist lächerlich, wenn man den Ursprung des gesellschaftlichen Lebens aufsuchen will. Wenn die Menschen keine Gesellschaft haben wollten, sich wechselseitig verliessen, und einer den andern fliehete, so müßte man die Vernunft fragen, warum sie sich von einander getrennt hielten. Allein die Geburt verbindet sie schon zusammen: der Sohn ist bei dem Vater gebohren, er hält sich an ihn. Hier ist schon die Gesellschaft, und die Ursach derselben.

Die Reisen, die Eroberungen, die Handlung, die Einrichtung grosser Staaten, die Erfindungen der Post, des Compasses, der Buchdruckerkunst, eine gewisse Behändigkeit sich wechselsweise alles kund zu thun, haben bei uns eine Kunst eingeführet, die man die Politik nennet. Ein jeder sieht mit einem Blicke, was sich in der ganzen Welt rühret; und so bald ein Volk nur ein wenig seinen Ehrgeitz zeiget, sogleich erschrecket es alle andere.

Es scheint, daß grosse Unternehmungen bei uns schwehrer auszuführen sind, als bei den Alten. Es ist schwehr etwas zu verbergen, weil die Kommunikation zwischen den Nationen in unsern Zeiten so beschaffen ist, daß ein jeder Regent seine Gesandten bei allen Höfen, und an ihnen Verräther der Kabinete hat.

Gleichwie sich keine grosse Unternehmung ohne

Geld ausführen läßt, und seit der Erfindung des Wechsels die Kaufleute Meister sind, so sind ihre Geschäfte allzeit mit den Geheimnissen des Staats verbunden, und sie versäumen nichts, daß sie selbe durchforschen können.

Zusammenverschwörungen in einem Staat sind wirklich schwehr, weil nach der Erfindung der Post alle Geheimnisse einzelner Personen in allgemeiner Macht stehen. Die Regenten können lebhaft zu Werke gehen, weil sie die Macht ihres Staats in ihren Händen haben; Verschwörungen können nicht anderst, als langsam arbeiten, weil ihnen alles mangelt; und gleichwie sich alles geschwind und leicht verräth, so ist bei dem geringsten Zeitverlust das Werk auszuführen, alles entdecket.

Das Spiel gefällt uns, weil es unserm Geitz Genugthuung leistet, das ist, weil es unsere Hoffnung mehr zu erhaschen reitzet. Der Gedanke des Vorzugs, den uns etwa das Glück zukommen läßt, schmeichelt uns, wie auch die Aufmerksamkeit, die andere auf uns wenden; es begnüget zugleich unsere Neugierde, da es uns verschiedene Auftritte zeiget. Ueberhaupt zeiget es uns mit Vergnügen die Bemühungen des menschlichen Geistes.

Der Tanz gefällt wegen der Geschwindigkeit, wegen einer gewissen Grazie, Schönheit und

Veränderung

Veränderung der Wendungen, und weil er mit der Musik vergesellschaftet ist; überhaupt vergnügt er den Verstand, da er heimlich sich die Begriffe der Bewegungen, die auf andere passen, zusammen reimet, und die Wendungen, die den andern entsprechen.

Die Musik, welche durch die Organen des Körpers zu dem Geist kömmt, mildert die Sitten sehr. Sie führet auf die Mittelstrase zwischen den Leibesübungen, welche die Menschen roh machen, und zwischen den spekulativen Wissenschaften, welche den Menschen zum Wilden umschaffen. Die Musik kann in dem Menschen die Leidenschaft der Zärtlichkeit, des Mitleidens, der Sanftmuth, des süssen Vergnügens erwecken. Unter allen sinnlichen Vergnügungen verderbet keine weniger die Seele, als diese.

Es scheint als wenn die Köpfe der grösten Männer enger werden, so bald sie versammelt sind, und daß an dem Platze, wo die meisten Gelehrte sind, wenig Klugheit zu finden sei. Die grösten Männer hängen sich allzeit an solche Kleinigkeiten, Formalitäten und eitle Gebräuche, daß das Wesentliche niemal unter den Gesichtspunkt kömmt.

Es ist schwehr zu entscheiden, ob die Form, die man in die Rechtsgelehrsamkeit und in die

Arzneiwissenschaft eingeführet hat, dieselbe nicht verderblicher gemacht habe: ob sie mehr Verwüstung unter dem Rock des Rechtsgelehrten, als unter dem breiten Hut des Arztes angerichtet habe; und ob sie mehr Leute auf eine Art zu Grunde gerichtet, als auf die andere getödtet habe.

Nichts erhebet den Magistrat mehr, als ein väterliches Ansehen, nichts zieret mehr die Richterstühle, und nichts verbreitet mehr Ruhe in einem Staate, als wo die Sitten mehr als Gesetze den Bürger bilden. Diese Macht wird unter allen am wenigsten mißbraucht; sie ist bei allen Magistraten heilig; diese allein hängt von keinem Vertrage ab, und kömmt ihm selbst zuvor.

Die Väter sind das Bild des Schöpfers der Allheit, der, obwohlen er die Menschen durch seine Liebe leiten kann, dennoch nicht unterläßt selbe durch die Hoffnung und Furcht in der Mitte schweben zu lassen.

Die asiatische Ernsthaftigkeit rühret daher, weil sie wenig unter sich handeln: wenn sie einander sehen, so geschieht es mit vielen Ceremonien. Die Freundschaft, das süsse Band des Herzens, das das Leben so angenehm machet, ist ihnen fast gänzlich unbekannt. Eine jede Familie ist gleichsam von andern getrennt. Die Liebe erreget bei diesen Völkern weder Unruh, noch Raserei. Sie ist bei ihnen eine matte Leidenschaft, welche die

Seele in der Ruhe läßt. Die Vielweiberei hält sie wegen ihrer Regierungsform schadlos; sie mässiget die Heftigkeit ihrer Begierden.

Die Natur arbeitet allzeit langsam, und gleichsam mit Sparsamkeit. Ihre Bemühungen sind nicht gewaltthätig; auch in ihren Wirkungen ist sie mässig: alles gehet bei ihr nach Regeln und Maaß; wenn man sie treibet, so verfällt sie in eine Schlaffigkeit; sie wendet alle Kräfte an sich zu erhalten, und verliehret gänzlich ihre schöpferische Macht und Fortpflanzungskraft.

In Frankreich giebt es drei Gattungen von Ständen; der Kirchliche, der Soldaten und juristische Stand. Ein jeder verachtet die zwei andern. Derjenige, zum Beispiel, der Verachtung verdiente, weil er albern ist, ist es oft nicht, als weil er ein Rechtsgelehrter ist. Auch sogar der geringste Künstler redet von der Vortreflichkeit der Kunst, der er sich gewiedmet hat. Ein jeder erhebet sich über den, der eine Kunst treibet, die von seiner verschieden ist, nach dem Verhältnisse des Begriffes, den er sich von dem Vorzuge der seinigen über die andern macht.

Es scheinet, daß die Chimie die vierte Geisel sei, die Menschen zu verderben, und selbe einzeln zu zerstöhren, aber ohne aufzuhören; so wie der Krieg, Pest und Hunger sie im Grossen hinreisset,

aber in verschiedenen Zeiten. Die Chimie wohnet bald in einem Spital, bald in einer kleinen Hütte, weil ihr die Wohnungen allenthalben gleichtauglich sind.

Die Namen, welche die Menschen jedem Dinge beilegen, das lang zu dauern scheinet, sind sehr geschickt jeder Familie die Begierden einzustössen, ihre Dauer zu verlängern.

Die Menschen haben durch ihren Fleiß und gute Gesetze die Erde zu einer Wohnung gemacht, die für sie tauglich ist. Wir sehen nun Bäche dahin rollen, wo zuvor Pfützen und Sümpfe waren: dies ist eine Wohlthat, welche die Natur nicht gemacht hat, wozu sie aber die Hand darboth. Gleichwie also zerstöhrerische Nationen Uebel anrichten, die länger dauern als sie; also giebt es auch arbeitsame Nationen, welche Wohlthaten verrichten, die sich mit ihnen nicht endigen. Ueberschwemmungen und Feuersbrünste haben uns entdecket, daß die Metalle in der Erde begraben liegen.

Die Obermacht zur See stößte jenen Völkern, die selbe behaupteten, allzeit eine natürliche Kühnheit ein; weil sie glauben, da sie ihre Kräfte fühlten, daß ihre Macht eben so wenig Grenzen habe, als der Ozean.

Die Unfruchtbarkeit eines Landes macht die Innwohner fleissig, nüchtern, abgehärtet von der Arbeit, herzhaft und geschickt zu Kriegesdiensten. Die Fruchtbarkeit eines Landes verleitet leicht zur Weichlichkeit,

und zu einer gewissen Liebe zur Erhaltung des Lebens.

Die Trägheit ist eine Wirkung des Stolzes, und die Arbeit eine Wirkung der Eitelkeit. Der Stolz macht, daß der Spanier nicht arbeitet; und die Eitelkeit spornet den Franzosen an, daß er schönere Arbeiten verfertiget als andere. Der ist nicht deswegen arm, weil er nichts hat, sondern weil er nicht arbeitet.

Wir lieben fast durchgehends nur das, was wir nicht kennen. Gar zu viel Vernunft ist auch nicht allzeit wünschenswürdig, und die Menschen bequemen sich fast allzeit lieber an den Mittelstand, als an Extremitäten. Wir machen nichts so gut, als was wir freiwillig thun, und unserm eigenen Genie folgen.

Der Monachismus ist in den warmen Ländern des Orients gebürtig, wo man mehr Hang zur Spekulation als zur Thätigkeit fühlet. (*)

In kalten Ländern scheinet das Clima die Nationen zu einer gewissen Betrunkenheit zu verleiten, welche sich aber bei einzelnen Personen unterscheidet. Der Deutsche trinkt aus Gewohnheit, und der Spanier, weil er wählen kann.

(*) Er befand sich auch in seiner Verpflanzung in den nordlichen Gegenden sehr gut, allein die Landesherren finden kein Behagen mehr an diesem hochlöblichen spekulativen Müssiggang, sie säubern allmählich ihre Staaten von den Thebaischen Produkten.

Wer über die Moral schreibet, der muß untadelhafter in seinen Standespflichten sein, als ein anderer. Er darf sich in nichts ausnehmen, weil er Regeln vorschreibet. Es wäre lächerlich, wenn er nicht glaubte dasjenige erfüllen zu können, dessen er doch alle Sterbliche fähig zu sein gedacht hat; wenn er seine eigene Maximen verläugnete; wenn er bei jeder Handlung schaamroth werden müßte, wegen dem, was er gethan, und wegen dem, wie er geschrieben hat.

Gleichwie unendlich viele weise Sachen auf die trollichste Art behandelt werden, so giebt es auch viele Albernheiten, die auf die klugste Art geschlichtet werden.

Was fast alle Geschäfte verderbet, rühret daher, weil diejenigen, die selbe unternehmen, nebst der Hauptabsicht, noch andere Nebenabsichten haben, die ihrer Eigenliebe schmeicheln, und ihnen eine Selbstgenugsamkeit gewähren.

Das Volk ist allzeit entweder zu viel thätig, oder zu wenig. Bisweilen reisset es mit hunderttausend Händen alles nieder; bisweilen kriechet es mit hunderttausend Füssen, wie die Insekten

Wir beurtheilen die Dinge allzeit mit einer heimlichen Anwendung auf uns selbst. Man sagt ganz richtig, wenn die Triangel sich einen Gott bilden sollten, so wäre er dreieckigt.

So bald ein Mensch in eine Gesellschaft eintrit, so saugt er zuerst den Geist derselben ein

Zu was sollen die Ceremonien und der weinerliche Aufzug, die man in den letzten Augenblicken des Sterbenden äussert, die Thränen seiner Familie, der Schmerz der Freunde, als ihm den grossen Verlust durch seinen Hintritt anzuzeigen?

Apologie der Philosophie.

Es hat immerhin Weltweise gegeben, welche sich mit dem Studium der wundervollen Einrichtungen der Weltkörper beschäftigten; die bald den leblosen Stein, dessen ganze Natur Gewicht und Farbe zu sein scheinet, bald den regelmässigen und bestimmten Bau der Pflanze beobachteten, die sich bald bis zum Wurm, dessen Welt ein einziges Blat ist, herablieſſen, bald bis zu jener unermeßlichen Kette von Wesen, die jeden Planeten bewohnen, erhoben, oder die Seelenkräfte und Neigungen des Menschen, den die ganze Erde in allzuenge Räume einschließt, durchforschten, und endlich durch die Reihe aller Wesen sich bis zum Thron der Gottheit hinaufgeschwungen. Diese heilige Wissenschaft nannten sie Philosophie; die aber in unserm Zeitalter sehr zweideutig ist: der Eine will nur trockene Schulphilosophie darunter verstehen, nur Sisteme und Aequationen wissen, und läßt bei seiner schweistreibenden Spekulation die Welt in ihrem Rausch dahin taumeln, ohne sich um ihre Moralität zu bekümmern; da hingegen andere ihre Grundsätze praktisch zu machen suchen, die Freiheit der Meinungen auf den Trümmern des Aberglaubens pflanzen, : den Sterblichen die Fußangel

abnehmen, ihre Götzen zerschmettern, um das hilflose Gespenst, die Religion, aus ihren Augen zu entfernen. Ihre Theorie gründet sich auf Menschlichkeit und Aufklärung, sie verneinen der erstern Sekte Erfahrung, Kenntniß des menschlichen Herzens, sie wollen die mißhandelte Rechte der Vernunft wieder geltend machen, und das Resultat ist folgendes:

Man muß alles vor den Richterstuhl seiner Vernunft rufen, diese giebt durch Ueberlegung den sichersten Ausschlag, sie allein ist der Leitstern unserer Kenntnisse und Handlungen. Es ist wahr, es kann der Menschheit die Kraft nicht abgesprochen werden, die aus deutlichen Begriffen hervorstrahlende Wahrheit zu schauen, und die im Dunkeln glänzende Wahrheit zu fühlen; aber wie kurzsichtig ist unsere Vernunft, wie begrenzt ohne die Offenbarung? In welche Irrwege führet nicht die religionslose Philosophie? Sie bildet den Menschen kühn und verwegen, daß er jedes Joch abschüttelt, jede Religion verachtet, die Gottheit hasset, die heiligsten Bande der Religion und der Moral zertrümmert, indem sie unter den reitzvollesten Ausdrücken versichert, daß blos ihre Absicht sei, Aberglauben und Fanatismus zu zernichten. Unter dem Schein das Interesse der Völker zu besorgen verursachet sie die traurige Spaltung zwischen dem Volk und dem Fürsten; wo doch

Zutrauen und Liebe beide vereinigen soll. Ueberhaupt, wo diese sogenannte Philosophie Vorsteher und Häupter erblicket, schreiet sie Despotismus, rufet alles zu Hilf selbe zu stürzen, und in eine rechtmässige Gewalt zu verwandeln. Das Volk wird gegen Gesetze und Vorsteher bewaffnet, man klagt laut gegen Tirannei, die Herzen verschliessen sich allmählich, sie werden hart und unempfindlich, indem ein heimlicher Egoismus selbe blos an das eigene Interesse heftet. Sollte man wohl glauben, daß sie dieses in den nemlichen Werken thue, in welchen sie so oft von Menschlichkeit und Wohlthaten redet, in welchen sie den Menschen entnervet, indem sie Luxus und Wollust erhebet, in welchen sie unter der anzüglichen Maske zu verbessern zerstöhret, und unter dem Schein uns menschenfreundlich und gutartig zu machen, in grausame Barbaren verunstaltet? Sollte man dieses in jenen philosophischen Werken vermuthen, welche unter den herrlichsten Versprechungen uns aufzuklären, mit Dunmstolz und Schwindelsucht behaften, daß man allein groß und weise zu sein sich dünket?

Traurige Züge einer Philosophie, wenn ich sie doch so nennen soll, die man an dem Nachttisch und in dem Kabinet mit Herzenslust durchließt! Man bilde sich aber nicht ein, als wenn ihre Grundsätze das Gepräg der Bosheit äusserten;

nein: alles wird mit den auffallendsten Farben, mit den erhabensten Ideen, mit den herrlichsten Ausdrücken geschmücket, man affektieret eine grosse Hochachtung für das Gesetz der Natur, die Sitten, und für die Religion überhaupt, welche nur in besondern Fällen angegriffen wird, mit dem Lieblingsmotto, Aberglauben, Vorurtheil, Enthusiasmus, Fanatismus zu verscheuchen, und um nicht das gutdenkende Publikum zu beleidigen, oder Ehre und Interesse aufzuopfern, giebt man sich einen Anstrich von Christenthum. Die Fallstricke sind sehr fein verdecket, im Anfang werden etliche kühne Meinungen mit prunkvollen Schilderungen vorangesetzet, welche den Weg zu kühnern bahnen. Es erscheinen Werke von dieser Art, deren Verfasser unbekannt ist, oder die dem Publikum als ein noch nie abgedrucktes Manuscript eines berühmten Akademikers vorgelegt werden, nicht um eine gewagte Hypothese aufzutischen, sondern um allen Wahnsinn ungestraft auskramen zu können. Der Tittel täuschet, das grosse Versprechen, die ungeheure Finsternisse, die den menschlichen Geist umhüllen, zu zerstreuen, locken an, man erwartet wichtigere Geheimnisse, als jenes, die Metalle in Gold zu verwandeln, und diese Hoffnung ist gewiß ein schmeichelhaftes Gängelbändchen.

Die Morgenröthe dieser Aufklärung kündiget sich an durch den Sturz des Fanatismus, durch Tolle-

ranzpredigen und intollerantes Betragen; alles ist gut, wenn es darauf ankömmt die wahren Grundsätze festzusetzen, und das Götzenbild des Christenthums zu stürzen, das der Aberglaube aufgerichtet hat. Gegen dasselbe werden alle möglichen Waffen gebraucht, auf Rechnung des Christenthums schreibt man die Unwissenheit, Grausamkeit, Leichtgläubigkeit, Krieg, Tirannei und alle Gattungen der Trübsalen, mit welchen das menschliche Geschlecht gegeiselt wird. Seine Helden werden heruntergesetzt, ein Constantin, ein Theodosius, ein Ludwig IX. werden als schwachsinnige Köpfe ausgeschrien; aber ein Julian, troz seines lächerlichen Aberglaubens selbst in den Augen der Heiden, und andere von diesem Schlag, werden als selbstdenkende und grosse Männer gepriesen. Das Heidenthum wird wieder aus seinen Ruinen herausgezogen, seine Götter werden wieder aufgestellet, selbst die Mythologie bekömmt einen Anstrich von Weisheit, und man bauet sich daraus ein Sistem, welches viel erhabener ist, als jenes der christlichen Religion. Schildert man Menschen und Sitten, wird alles mit Kunst und Phantasie geschmücket, und Thatsachen werden blos nach einseitigen Lieblingsideen beurtheilet, damit durch die vorgeblichen Wahrheiten die Religion verächtlich werde.

Wer sollte sich wohl des Unwillens enthalten können, wenn man einen solchen Glanz von

Wissenschaften erblicket, wo die Pracht der Ausdrücke, der Reichthum der Untertheilungen, der Tiefsinn der Berechnungen herrschet, wo man Mine macht alles zu demonstriren, um die fadesten Meinungen in ein Sistem zu bringen, oder Vernunftentehrende Sisteme aufzubauen? Ist es nicht lächerlich in zwei oder dreihundert Seiten allen phisischen und mathematischen Jargon anzuwenden, um eine seltsame Meinung, eine eingebildete Ursach zu behaupten, wo zwo oder drei simple Reflexionen den ganzen Koloß zermalmen? Es wäre freilich zu auffallend ohne Schminke gerade dahin zu sagen: „Man müsse frei denken und handeln, „an allem zweifeln, nichts glauben, alle Sisteme „zulassen, nur jenes der Religion nicht, die höchste „Weisheit mit dem bescheidensten Pyrhonismus „verbergen, und auf solche Art den dogmatischen „Stolz und den theologischen Glauben zernichten, alle Bande des Zwangs und der Skaverei zu zerreissen." Ganz gewiß sind es die Bande der Religion, deren man sich zuerst entledigen will, weil die Religion, das einzige Gesetz, das der Mensch immer mit sich trägt, dem Bösewicht sein Verbrechen laut vorhält, und dem Mächtigen so fürchterlich ist, als dem gebeugtesten Despoten.

Wenn nun die Leser auf eine reitzende Art eingeschläfert sind, und sich mit dem Namen grosser

Geister, Gesetz der Natur, Aufklärung, eine zeitlang gebrüstet haben, wird endlich die Maske abgenommen, und denn heißt es: „Es ist Zeit, daß „die unbilligerweis herabgewürdigte Vernunft „den Ton des Kleinmuths verlasse, der sie der „Lüge und des Wahnsinns strafbar machte; die „Wahrheit ist einfach, sie ist dem Menschen noth„wendig, sie kann ihm niemals schaden." Dies ist der glückliche Augenblick, wo sie in vollem Lichte glänzen muß, dies ist die glückliche Epoche der Revolution, welche unsere Weisen vorgesagt haben, dies ist das grosse Jahrhundert, wo das ganze Universum Philosoph wird. — Und eben itzt scheinet sich dieser Geist des Unglaubens von den eleganten Nachbarn jenseits des Rheins über mehrere gesittete Völker Deutschlands zu verbreiten; das Wort Gott, dieses Schreckbild schwacher Seelen, wird auf die Seite geräumet, statt dessen das grosse Wort Natur gebraucht, welches man nach diesen Lichtbegriffen zu erklären suchet, dabei aber sich in acht nimmt, dem Volk jenes alte und eingewurzelte Vorurtheil, jenes Fantom der Gottheit, zu rauben. Die Attribute der Weisheit, der Gerechtigkeit und Ordnungsliebe werden immer augenscheinlich sein, dadurch werden sich dem Menschen Ideen von Straf und Belohnung nach diesem Leben aufdringen, dadurch wird das Christenthum eine neue Stärke erhalten. Gott, Gesetze der

Natur, Religion sind im engsten Bande mit einander verbunden; es ist also die wichtige Folge, daß man alle wunderbaren Begebenheiten durch zufällige Combinationen erkläre, oder die Gesetze der Bewegung und Eigenschaften der Materie zu Hilf rufe. Nun kommen die wichtigen Fragen in Vorschein: „Ob sich eine todte Materie mit einer „lebendigen verknüpfe? Wie diese Verbindung „geschehe? Welches das Resultat davon sei? „Ob die Stäubchen der Ursprung der Formen „sind? Was ein Stäubchen sei, und ob es „würklich ein vorherexistierendes Wesen sei ꝛc.?" Und alles ist endlich die Folge der nothwendigen Gesetze der Bewegung und der Eigenschaft der Materie. Nur schade, daß sich solche spitzfindige Wahrheiten so oft widersprechen!

Den Menschen muß man von der trolligten Hoffnung der Zukunft entledigen, weil sie doch nur täuschet, und hindert, sich an dem Gegenwärtigen zu erfreuen, jene religiose Frucht, welche ihn kleinmüthig machen würde, welche ihn zurückhielte sich seiner Leidenschaft zu überlassen, muß hinweggeräumet sein. Nun wird er eine Maschine, ein Wesen, das nur um eine Stufe höher ist, als ein Orang-Outang, er handelt nach den Gesetzen einer fatalen Nothwendigkeit, folglich bleibt ihm keine Freiheit, er ist aus Nothwendigkeit bös oder gut. In der That vortrefliche Grundsätze, die

mit dem wahren Bedürfniß eines vernünftigen Wesens übereinstimmen! Es scheinet solche Leute denken nur deswegen so, um zwischen Herz und Vernunft eine ewige Zwietracht zu stiften, um Sitten und Gesetze über den Haufen zu werfen; und diese Werke ihrer verkehrten Einbildungskraft haben sie mit dem geheiligten Namen Philosophie eingeweihet! Doch ich will nicht blos deklamieren, oder gegen die Aufklärung zu Felde ziehn, etliche Stellen aus der grossen Menge solcher berühmter Schriftsteller sollen für die Wahrheit Bürge leisten.

Einer von den neuen Autoren, der so viel Geräusch gemacht hat, spricht also: „Die Sitten, wie sie „sind, die Gesetze, die in ihrem Ursprunge man„gelhaft, und in der Anwendung boshaft sind, „das Verderbniß des menschlichen Herzens, jene „so mächtige Anzüglichkeit eines Geschlechts gegen „das andere, nöthigen bisweilen zum Ehebruch. „Um diesem Laster wirksam vorzubeugen, müßte „man die Sitten unserer Zeiten verändern, welches „unmöglich ist. Folglich muß man alle Gesetze „und Gewohnheiten für traurig und unnütz „betrachten, deren Zweck ist, diese Leidenschaft „einzuschränken." Der nemliche Autor redet von zwei andern Lastern, welche noch mehr die Natur empören, und schließt über ihre Bestrafung auf die gleiche Art, wie über den Ehebruch.

In einem philosophisch-politischen Werke wird

behauptet: „Daß in einem Lande, in welchem „die Religion die Ausschweifungen der Liebe „nicht hemmen kann, es vielleicht eine Klugheit „wäre, selbe in eine Religionshandlung zu ver„wandeln. Ach welcher Gottesdienst, ruft er „aus, wo die Menschen von dem Feuer der „Gottheit beseelet ɾc." Der Schluß davon ist ein Geweb von Freigeisterei und Gottlosigkeit. In einem noch neuern Werke hat man sich ein besonderes Kapitel geweiht unter den betrüglichsten und verführerischsten Farben jene Süssigkeit und Vortheile abzumahlen, welche aus einer Gemeinschaftmachung der Weiber entspringen.

Ein gewisses Buch gab das *Signal* zu allen solchen afterphilosophischen Wahnsinnigkeiten; und soll man sich nicht wundern in diesen sogenannten Aufklärungsschriften zu lesen: „Daß die sinnliche „Vergnügungen alle Gattungen der Empfindungen „und Tugenden einflössen können; — daß der „Ursprung der Tugenden und Laster von der „politischen Verfassung herrühre; — daß die „Moral ihren Ursprung der Politik, gleichwie „die Gesetze den Gerichtshöfen, zu verdanken haben; „— daß die phisischen Leidenschaften allein die „wahre Vergnügen sind; — daß die wahre Phi„losophie keine andere Glückseligkeit zulasse, als „eine zeitliche; — daß den Leidenschaften folgen,

das

„ das einzige Mittel sei sich von ihrem Ungestüm „ loszureissen; — daß, da uns das Laster Vor„ theile gewähret, man dasselbe lieben müsse ꝛc ” Heißt dies nicht allen Begierden den Zügel schiessen lassen, und wie ein Betrunkener in den unseligen Abgrund taumeln, darinn die Sklaven des Lasters stündlich tiefer gleiten?

Wie können positive Gesetze dem einreissenden Strohm der Laster Einhalt thun, wenn die Religion, die heiligste Aufrechthaltung der Gesetze hinweggeschaffet ist? Die Verachtung der Religionsgesetze ist eine unausbleibliche Folge der positiven, der Sturz breitet sich von den ersten zu den andern. „ Warum, heißt es, sollte man das Joch „ der Obrigkeiten tragen? haben nicht Tirannen „ und Fürsten sich vereiniget, die Aufklärung des „ Volks zu verhindern, sein Schicksal erträglicher „ zu machen seine Sitten zu verfeinern? ” Bewaffnen wir uns gegen selbe, und wir werden finden, daß der philosophische Geist, der Friede der Staaten ist, daß wir die Weiseste und Freunde der Wahrheit sind. Ein anderer Autor bethete diese friedfertige Wahrheiten gleich nach, und sagte: „ O ihr „ Völker! die ihr so geduldig seid in euerm Un„ glücke, die ihr nicht Muth habt mit Ruhm und „ Herzhaftigkeit zu sterben, es giebt Zeit und Um„ stände, wo allein die feige Memme sagt: man

„ muß gehorsamen und hassen. Wenn das Uebel „ unheilbar ist, wenn es seine letzte Periode erreichet „ hat, muß man entweder das Ungeheuer erdrosseln, „ welches die Substanz des armen Volkes hinweg= „ frißt; oder wenn euch das Glück hiebei nicht „ günstig ist, müßt ihr wenigstens nicht ungerochen „ sterben, sondern mit verzweifeltem Muthe käm- „ pfen, und dem Urheber der Uebel den Sieg nur „ mit seinem Blute und seinen Thränen überlassen. „ — Die Könige werden vor euch zittern, ihr aber „ vor niemand. Es ist eine Epoche, die bei gewissen „ Regierungsformen nothwendig ist; eine schreck- „ liche, bluttriefende Epoche, aber sie ist das Signal „ der Freiheit ꝛc.

Hundert und noch mehr ähnliche Stellen könnte ich anführen, diese sollen nun hinreichend sein. Es ist also das Wort Philosophie, oder Philosoph zu sein, in unserm Zeitalter sehr zweideutig; denn nach dem Lieblingsgeschmack versteht es sich von Rebellen, oder Freidenkern. Leibnitz, Newton, Descartes, welche dem menschlichen Geist zum ewigen Ruhm sind, die gewiß alle Hochachtung verdienen, indem sie sich so weit über die Sphäre gemeiner Geister erhoben, haben nichts weniger, als sich über die Religion hinausgesetzt. Wolf, Grotius, Malebranche, Bernoulli, le Clerc, Clarke, Baco, Cumberland, Addisson, Derham, Pascal, Arnaud, Bossuet, waren gewiß grosse Philosophen, und

ehrten nichts desto weniger die Religion. — Dieses war das Jahrhundert grosser Begebenheiten. Wo sind unsere Entdeckungen, die man mit jenen dieser erhabenen Männer vergleichen kann? — In dem letztern Jahrhundert sahe man grosse Männer gleichsam weteifern aufzuklären, und allenthalben Licht auszubreiten; in unsern Tagen will man mehr gelehrt scheinen, als sein, man sucht durch prunkvolle, buntschäckichte, religionslose Sentenzen und Redensarten die Aufmerksamkeit des superfiziellen Publikums an sich zu ziehn, indem man demselben etliche Schminckpflästerchen aufleget, und unser Zeitalter das denkende, das philosophische Jahrhundert nennet. Man darf sich also gar nicht ärgern, da der rechtschaffene Mann erröthet, wenn man ihn Philosoph betittelt: ehemals bildete die Philosophie Weise, in unsern Zeiten öfters Narren und Rasende.

Indessen muß man die wahre Philosophie nicht mit diesem Schandflecke brandmarken; denn sie mißkennet die Religion nicht, sie schließt selbe nicht aus ihren Hörsälen aus: sie unterrichtet den Forscher von den Wirkungen zu ihren wahren Ursachen aufzusteigen, sie legt ihm nützliche Wissenschaften zur Beschäftigung vor, verbreitet Licht über ihn, und zerstreuet jene Wolken, womit der gefährliche Pyrrhonismus Sterbliche, wie eine Furie martert. Sie kettet eine Wissenschaft an die andere, und richtet

selbe nach einem moralischen Zweck, welcher die liebenswürdigen Wahrheiten nicht mißkennet, sondern derselben Urstof in dem Herzen des Menschen eingegraben findet, und sie zur Offenbahrung hineilen heißt, die das nothwendige Supplement unserer schwachen Vernunft ist. Diese Philosophie, mit ihrer Gefährtin der Religion, verbessert die Sitten, bezähmet die Leidenschaften, und macht, daß wir uns unterwerfen unsere Pflichten zu erfüllen, daß wir in unsern täglichen Handlungen weise sind. Dies ist wahre Philosophie, welche unendlich stärker ist, als die falsche Ehre in Monarchien, die moralische Tugenden in Republiken, als knechtliche Furcht in despotischen Staaten. Es folgert sich also, daß der gesunde Menschenverstand ohne Religion übertäubt, unbrauchbar, und ein sehr gefährliches Schwerdt sei, das seinen Besitzer sehr oft verletzet, daß die Spekulation der Vernunft auf unergründliche Tiefen stosse, Chimären und Mißgeburten hervorbringe, und endlich ihre grösten Helden, wenn sie dieselbe auf steile Anhöhen geführet hat, vor dem Schwindel nicht bewahren könne. Es ist gewiß, daß Vernunft unglaubliche Kraft zu forschen, zu entwickeln und anzuordnen habe; es ist gewiß daß wer die Vernunft lästert, die Weisheit des Schöpfers lästert; es ist gewiß, daß wer die Vernunft verkleinert, weder die Würde der Menschheit, noch das Bild der Gottheit kennet. Aber wer blos die Vernunft erhöhen will, und die Offenbahrung wegwirft, der kennet weder die Bedürfnisse der Menschen, noch die Vaterliebe Gottes.

Innhalt
der Kapitel und Materien.

Seite.

Kapitel I. Von der Religion 1

Ihr Nutzen; ihre ersten Pflichten; Strafe der Religionsverbrecher; Religionskriege; ob man in einem Staat mehrere Religionen dulden soll; Gesetze die Religion betreffend; Strafen und der Lohn der Religion; jüdische Religion; das Christenthum; Religionszänkereien.

Kapitel II. Von Republiken 19

Ihre Beschaffenheit; Grundgesetze; die Demokratie; Aristokratie; Stärke einer Republik; eine verbundene Republik.

Kapitel III. Von Monarchien 27

Ihre Natur; Grundgesetze; Vortheil; ein Oberaufseher der Gesetze ist nothwendig; Pflichten des Monarchen.

Seite.

Kapitel IV. Von dem Despotismus. 33

Was er ist; sein Grundgesetz; seine Schwäche.

Kapitel V. Von den Gesetzen 38

Ihre Erklärung überhaupt; Verhältniß der Gesetze mit dem Unterschied des Lands; der Stil der Gesetze; ihre Abänderung.

Kapitel VI. Von den Strafen 41

Ihre Strenge ist unbrauchbar; ihr Verhältniß mit den Verbrechen; Geldstrafen.

Kapitel VII. Von der Freiheit 45

Erklärung der Freiheit; sie scheinet blos einigen Ländern eigen zu sein; sie ermuntert zum Ackerbau; sie vermehret die Begierde zum Ruhm.

Kapitel VIII. Von der Skaverei 49

Was sie sei; das Mitleid führte sie ein; sie ist gegen die Natur; zwo Gattungen der Sklaverei; die Sklaverei unter verschiedenen Regierungsformen.

Kapitel IX. Von dem Kriege 54

Gerechte Kriege; Kriegsrecht.

Seite.

Kapitel X. Von den Eroberungen 56

Ihr Gegenstand; ihr Nutzen; das Eroberungsrecht.

Kapitel XI. Von dem Klima 60

Sein Einfluß; sein Verhältniß mit den Sitten; die Gesetze müssen sich nach demselben richten; es macht das Vergnügen verschieden.

Kapitel XII. Von der Bevölkerung 65

Von der Bevölkerung der Welt; die Grundsätze der Religion haben Einfluß auf die Bevölkerung; Ursachen der Entvölkerung.

Kapitel XIII. Von der Ehe 72

Was die Ehe eingeführet; das Recht der Väter über ihre Kinder; Ehe zwischen Blutsverwandten ist verbothen, und warum.

Kapitel XIV. Von der Handlung 75

Verhältniß der Handlung mit verschiedenen Regierungsformen; er verträgt sich nicht mit dem Adel; die Bewerbung zum mithandeln ist nothwendig; der Schaden der Handlung; sie verfeinert die Sitten.

Seite.

Kapitel XV. Von dem Geld 81

Sein Werth ist ein Zeichen, wie die Waaren; die Münze muß unveränderlich sein; das Interesse vom Geld ist billich.

Kapitel XVI. Von dem Luxus 84

Seine Wirkungen; er ist gewissen Ländern nothwendig; andern schädlich.

Kapitel XVII. Von den Auflagen 88

Wie man selbe bestimmen soll; Wirkungen der übermässigen Auflagen; die Verwaltung; die Pachter.

Kapitel XVIII. Von der Moral 93

Die Tugend; die Gerechtigkeit ist ewig; die Eigenliebe; Laster gegen die Sitten; die Politik; die Reichthümer; die Sitten; das Elend der menschlichen Natur; das Mitleid.

Kapitel XIX. Gemählde 107

Die Römer; die Etolier; die Beotier; die Macedonier; die Hunnen; die Gallier; die Deutschen; die Indianer; die Japoneser; die Tartaren; die Franzosen; Griechenland;

Seite.

Athen; Sparta; Korinth; Syrakus; Marseille; das heutige Europa.

Kapitel XX. Charaktere 127

Pyrrhus; Hannibal; Mithridates; Cäsar; Augustus und Sylla; Trajan; Attila; Karl der Grosse; Ludwig der Gütige; Alexander; Karl XII.; Cato und Cicero; Richelieu.

Kapitel XXI. Schilderungen 136

Der Gefällige; der Dichter; der Alte; der Glückliche; der grosse Herr; der Fremdling; der Vorwitzige; der Geometer; der Zeitungsträger; Kamilla; Paris; die Franzosen; die Spanier.

Kapitel XXII. Von der Litteratur 148

Die Dichter; Romanen; Medicinische Bücher; Uebersetzungen; Journale; Spanische Werke; Cäsar; Tacitus; Hanno; Regeln der Kritik; Art der Kritik.

Kapitel XXIII. Von dem Geschmacke 158

Was er ist; er ist nach dem Bau unsers Wesens eigerichtet; Thätigkeit der Seele;

Seite.
die Obergewalt der Kunst über die Natur; Ordnung in Darstellung der Gegenstände; Mannichfaltigkeit; Vergnügen der Bewunderung; das, ich weiß nicht was; die Grazien.

Kap. XXIV. Von dem Frauenzimmer 166
Ihre Sitten stehen im Verhältnisse mit den verschiedenen Regierungsformen; das Einschliessen der Frauen; die Vielweiberei; Obergewalt der Frauen über die Männer; Gallanterien.

Kap. XXV. Von Regierungsmaximen 174
Die beste Regierungsform; die politische Vereinigung; wie der Geist des Gesetzgebers sein müsse; Tirannei; ob das Volk aufgekläret werden solle; Verhältniß der Zahl der der Soldaten mit den übrigen Unterthanen; Satiren über die Regierung; Spionen.

Kap. XXVI. Vermischte Sachen 186
Von Gott; von den Regenten; von den Höflingen; von dem Magistrat; von der Klerisei; vom Rechte; von den allgemeinen Schulden; von den Künsten; von der Ehre;

Seite.

von grossen Geistern; von einer gewissen Nation; von einer gewissen Gesellschaft.

Kap. XXVII. und XXVIII. Historische Bemerkungen 208

Ueber Chartago; Ueber verschiedene Regierungsformen; die Tartaren; die Parther; Sparta; Rom; Athen; die Samniter; die Juden; schöne Antwort an Karl IX.; Amerika; Ueber verschiedene Gebräuche; von verschiedenen Kaisern; Einfluß der Klerisei; Karl V.; gehässige Schmeichelei Georgs von Tour; die Protestanten; verschiedene Gesetze; Zweikämpfe; die Feuerprob; Soldatenregierung; die Deutschen und Franken; die Lehngesetze; die schöne Entschliessung Ludwigs XIV.; die Insel Formosa; besondere Gesetze.

Kap. XXIX. Verschiedene Gedanken 236

Anhang. Apologie der Philosphie 247

E N D E.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Provence, Joseph,

Der Geist des Herrn von Montesquieu

Basel 1788

Pol.g. 779 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10770427-5
VD18 14529211-001